

Leseprobe

Lucinda Riley

Die Sonnenschwester Roman

»Achtung, Suchtgefahr! Genau wie die Vorgänger-Bücher möchte man auch ›Die Sonnenschwester‹ nicht mehr aus der Hand legen.« *Gala*

Bestellen Sie mit einem Klick für 22,00 €



Seiten: 832

Erscheinungstermin: 25. November 2019

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Die große Saga von Bestsellerautorin Lucinda Riley.

Reich, berühmt und bildschön: das ist Elektra d'Aplièse, die als Model ein glamouröses Leben in New York führt. Doch der Schein trügt – in Wahrheit ist sie eine verzweifelte junge Frau, die im Begriff ist, ihr Leben zu ruinieren. Da taucht eines Tages ihre Großmutter Stella auf, von deren Existenz Elektra nichts wusste. Sie ist ein Adoptivkind und kennt ihre Wurzeln nicht. Als Stella ihr die berührende Lebensgeschichte der jungen Amerikanerin Cecily Huntley-Morgan erzählt, öffnet sich für Elektra die Tür zu einer neuen Welt. Denn Cecily lebte in den 1940er Jahren auf einer Farm in Afrika – wo einst Elektras Schicksal seinen Anfang nahm ...

Der sechste Band aus der Bestseller-Serie um die sieben Schwestern.



Autor

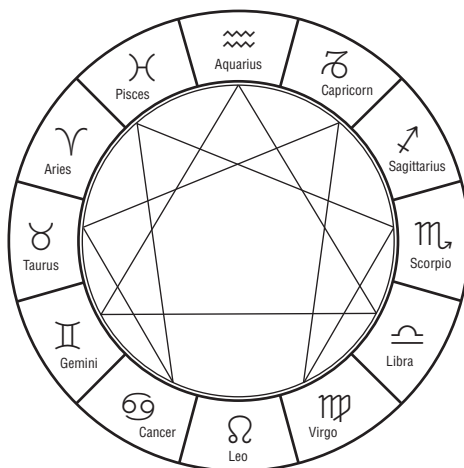
Lucinda Riley

Lucinda Riley wurde in Irland geboren und verbrachte als Kind mehrere Jahre in Fernost. Sie liebte es zu reisen und war nach wie vor den Orten ihrer Kindheit sehr verbunden. Nach einer Karriere als Theater- und Fernsehschauspielerin konzentrierte sich Lucinda Riley ganz auf das Schreiben – und das mit sensationellem Erfolg: Seit ihrem gefeierten Roman »Das Orchideenhaus« stand jedes ihrer Bücher an der Spitze der internationalen Bestsellerlisten, die Romane der »Sieben-

Für Ella Micheler

Manche Frauen fürchten das Feuer,
andere werden einfach dazu ...

r. h. Sin



Personen

»Atlantis«

Pa Salt	Adoptivvater der Schwestern (verstorben)
Marina (Ma)	Mutterersatz der Schwestern
Claudia	Haushälterin von »Atlantis«
Georg Hoffman	Pa Salts Anwalt
Christian	Skipper

Die Schwestern d'Aplière

Maia
Ally (Alkyone)
Star (Asterope)
CeCe (Celaeno)
Tiggy (Taygeta)
Elektra
Merope (fehlt)

I

»Ich weiß *nicht* mehr, wo ich war und was ich tat, als ich hörte, dass mein Vater gestorben war.«

»Aha. Möchten Sie den Gedanken weiterverfolgen?«

Ich sah Theresa in ihrem ledernen Ohrensessel an. Ein wenig erinnerte sie mich an die verschlafene Haselmaus aus der Tee-gesellschaft in *Alice im Wunderland* oder einen ihrer tierischen Freunde. Theresa blinzelte immer wieder hinter ihrer kleinen runden Brille, ihre Lippen formten permanent einen Schmoll-mund. Unter ihrem knielangen Tweedrock lugten tolle Beine her-vor, und sie hatte schöne Haare. Wenn es ihr nicht nur wichtig gewesen wäre, intelligent zu wirken, hätte sie durchaus attraktiv sein können.

»Elektra? Hören Sie mir zu?«

»Ja, tut mir leid, ich war abgelenkt.«

»Haben Sie darüber nachgedacht, was Sie beim Tod Ihres Va-ters empfunden haben?«

Da ich ihr meine Überlegungen nicht verraten wollte, nickte ich treuherzig. »Ja.«

»Und?«

»Ich weiß es wirklich nicht mehr. Sorry.«

»Der Gedanke an seinen Tod scheint Sie wütend zu machen. Warum?«

»Nein. Ich kann mich ehrlich nicht erinnern.«

»Sie wissen nicht mehr, was Sie in dem Moment empfunden haben?«

»Nein.«

»Okay.«

Sie kritzelte etwas in ihren Notizblock, vermutlich so etwas wie »möchte sich nicht mit dem Tod ihres Vaters auseinandersetzen«. Genau das hatte der letzte Psychiater mir gesagt, und dabei setzte ich mich sehr wohl damit auseinander. Im Lauf der Jahre war mir klar geworden, dass Seelenklempner unbedingt einen Grund für meinen desolaten Zustand finden wollten. Und wenn sie ihn dann ausgemacht hatten, bissen sie sich daran fest wie eine Maus an einem Stück Käse und nervten mich, bis ich ihnen endlich beipflichtete und irgendeinen Scheiß erzählte, bloß damit sie Ruhe gaben.

»Und welche Gefühle verbinden Sie mit Mitch?«

Was mir zu meinem Ex einfiel, hätte wahrscheinlich ausgereicht, um Theresa nach ihrem Handy greifen zu lassen und der Polizei mitzuteilen, dass eine Verrückte drauf und dran war, einem der berühmtesten Rockstars der Welt die Eier wegzuballern. Also hielt ich lieber freundlich lächelnd den Mund.

»Mir geht's gut. Mit dem Thema bin ich durch.«

»Bei unserer letzten Sitzung waren Sie sehr wütend auf ihn.«

»Ja, doch die Phase ist vorbei. Wirklich.«

»Das freut mich zu hören. Und wie steht's mit dem Alkohol? Haben Sie den besser im Griff?«

»Ja«, log ich noch einmal. »Aber jetzt muss ich los. Ich hab gleich einen Termin.«

»Wir sind erst bei der Hälfte der Sitzung.«

»Tja, schade, so ist das Leben nun mal.« Ich stand auf und ging zur Tür.

»Wir sollten uns diese Woche noch einmal zusammensetzen. Vereinbaren Sie bitte gleich mit Marcia einen Termin.«

»Ja, mach ich. Danke.« Mit diesen Worten schloss ich die Tür hinter mir, marschierte schnurstracks an der Rezeption und Marcia vorbei und drückte auf den Rufknopf für den Aufzug, der bald kam. Auf dem Weg nach unten machte ich die Augen zu – ich hasste beengte Räume – und legte meine heiße Stirn an die kühle Marmorverkleidung.

»Herrgott«, fluchte ich leise, »was ist bloß mit mir los? Ich bin so verkorkst, dass ich nicht mal meiner Therapeutin die Wahrheit gestehen kann!«

Du schämst dich, irgendjemandem die Wahrheit zu sagen ... Würde sie dich überhaupt verstehen, wenn du es tätest?, fragte ich mich. *Wahrscheinlich lebt sie mit ihrem Anwaltsgatten und den beiden Kindern in einem schnuckeligen Backsteinhäuschen, wo am Kühlschrankschrank lauter putzige Magneten mit den künstlerischen Ergüssen der Sprösslinge hängen.* Und, fügte ich gedanklich hinzu, während ich mich auf den Rücksitz meiner Limousine setzte, *hinter dem Sofa prangt bestimmt eins dieser kotzigen, stark vergrößerten Fotos von Mama und Papa mit den süßen Kleinen, alle in den gleichen Jeanshemden.*

»Wohin darf ich Sie bringen, Ma'am?«, erkundigte sich der Fahrer über die Gegensprechanlage.

»Nach Hause«, brummte ich und nahm eine Flasche Wasser aus der Minibar, deren Tür ich hastig wieder schloss, bevor ich in Versuchung geraten konnte, mich dem Alkoholangebot zuzuwenden. Noch um fünf Uhr nachmittags hatte ich höllisches Kopfweh, gegen das alle Schmerztabletten nichts ausrichteten. Die Party am Abend zuvor war, soweit ich mich erinnerte, toll gewesen. Maurice, mein neuer Designerfreund, hatte mit einigen seiner New Yorker Gespielinnen, die später noch andere dazuholten, auf ein paar Drinks vorbeigeschaut ... Ich wusste nicht, wie ich ins Bett gekommen, nur, dass ich morgens neben einem Fremden aufgewacht war. Immerhin neben einem attraktiven Fremden. Nach einer weiteren körperlichen Annäherung hatte ich ihn nach seinem Namen gefragt. Bis vor ein paar Monaten war Fernando Ausfahrer für Walmart in Philadelphia gewesen. Dann hatte ein Modeeinkäufer ihn entdeckt und ihm die Nummer eines Freundes bei einer New Yorker Model-Agentur gegeben. Als besagter Fernando erklärte, er würde mich jederzeit über einen roten Teppich führen – ich hatte auf die harte Tour gelernt, dass Fotos von einem neuen Begleiter die Karriere dieses

Begleiters rasant beförderten –, hatte ich ihn umgehend vor die Tür gesetzt.

Was wär schon dabei gewesen, wenn du der Haselmaus die Wahrheit gebeichtet hättest, Elektra? Dass du vergangene Nacht mit dem Weihnachtsmann höchstpersönlich hättest schlafen können, ohne es zu merken, so vollgepumpt warst du mit Alkohol und Drogen. Dass du nicht deswegen nicht über deinen Vater nachdenken möchtest, weil er gestorben ist, sondern weil du weißt, wie sehr er sich für dich schämen würde ... wie sehr er sich für dich geschämt hat.

Als Pa Salt noch lebte, hatte er immerhin nicht sehen können, was ich trieb, doch nach seinem Tod empfand ich ihn als allgegenwärtig. Er hätte gut und gern in der Nacht in meinem Schlafzimmer sein oder gerade eben neben mir in der Limousine sitzen können ...

Bei dem Gedanken wurde ich schwach, griff nach einem Minifläschchen Wodka und leerte es in einem Zug. Dabei versuchte ich den enttäuschten Blick von Pa bei unserem letzten Treffen vor seinem Tod zu vergessen. Er war nach New York gekommen, um mir etwas zu sagen, und ich war ihm bis zum allerletzten Abend seines Aufenthalts, an dem ich mich widerwillig bereit erklärte, mit ihm zu essen, aus dem Weg gegangen. Als ich im Asiate, einem Restaurant am Central Park, eintraf, hatte ich schon jede Menge Wodka und Aufputzmittel intus gehabt. Während des Essens hatte ich benommen ihm gegenübergesessen und mich jedes Mal, wenn er ein mir unangenehmes Thema anschnitt, entschuldigt und mich in die Damentoilette verfügt, um mir ein paar Lines Koks reinzuziehen.

Bei der Nachspeise schließlich hatte Pa die Arme verschränkt und mich mit ruhigem Blick gemustert. »Ich mache mir große Sorgen um dich, Elektra. Du wirkst schrecklich geistesabwesend.«

»Du hast keine Ahnung, unter was für einem Druck ich lebe«, hatte ich ihn angeherrscht. »Was es heißt, ich zu sein!« Zu meiner Schande muss ich gestehen, dass ich mich nur vage entsinne, was als Nächstes geschah oder was er darauf erwiderte. Allerdings

weiß ich, dass ich aufstand und ihn allein sitzen ließ. Deshalb hatte ich nach wie vor keine Ahnung, was er mir mitteilen wollte ...

»Warum zerbrichst du dir darüber den Kopf, Elektra?«, fragte ich mich, wischte mir den Mund ab und steckte das leere Fläschchen in die Tasche – den Fahrer kannte ich nicht, und eine Zeitungsstory darüber, wie ich die Minibar geplündert hatte, konnte ich mir nicht leisten. »Er ist doch nicht mal dein leiblicher Vater.«

Außerdem ließ sich nun sowieso nichts mehr an der Situation ändern. Pa war fort – wie alle anderen Menschen, die ich je geliebt hatte –, und damit musste ich fertigwerden. Ich brauchte ihn nicht, ich brauchte niemanden ...

»Wir wären da, Ma'am«, teilte der Fahrer mir über die Gegensprechanlage mit.

»Danke.« Ich stieg aus, bevor er mir die Tür aufhalten konnte, und schloss sie hinter mir. Je unauffälliger ich irgendwo eintraf, desto besser. Andere berühmte Leute trugen Verkleidungen, wenn sie Lust hatten, einfach mal im Lokal um die Ecke zu essen, aber ich war über eins achtzig groß und auch in einer Menschenmenge kaum zu übersehen.

»Hallo, Elektra!«

»Tommy«, erwiderte ich den Gruß lächelnd und lief unter dem Vordach zum Eingang meines Wohnhauses. »Wie geht's?«

»Immer gut, wenn ich Sie sehe, Ma'am. Hatten Sie einen schönen Tag?«

»Ja, wunderbar, danke.« Ich nickte und blickte meinem treuesten Fan von oben in die Augen. »Bis morgen, Tommy.«

»Gern, Elektra. Gehen Sie heute nicht mehr aus?«

»Nein, wird ein ruhiger Abend. Tschüs dann.« Ich verabschiedete mich mit einem Winken von ihm und betrat das Haus.

Wenigstens er liebt mich, tröstete ich mich, holte die Post vom Concierge ab und machte mich auf den Weg zum Aufzug. Während der Portier mit mir nach oben fuhr, einfach weil das sein Job war, dachte ich über Tommy nach. Seit einigen Monaten hielt er fast täglich vor dem Eingang Wache. Anfangs hatte mich das

so beunruhigt, dass ich den Concierge bat, ihn zu verscheuchen, doch Tommy hatte sich nicht abweisen lassen und erklärt, er besitze jedes Recht, auf dem Gehsteig zu stehen, er störe niemanden und wolle mich beschützen. Der Concierge hatte mir geraten, die Polizei zu rufen und ihn als Stalker anzuzeigen, doch eines Morgens hatte ich Tommy nach seinem vollen Namen gefragt und mich über ihn erkundigt. Facebook verriet mir, dass er in der Army gewesen und in Afghanistan seiner Tapferkeit wegen ausgezeichnet worden war und mit Frau und Tochter in Queens wohnte. Nun machte der stets respektvolle und höfliche Tommy mir keine Angst mehr, sondern verlieh mir ein Gefühl der Sicherheit, und der Concierge ließ ihn auf meine Anweisung hin in Ruhe.

Der Portier öffnete die Lifttür für mich. Wir führten ein kurzes Tänzchen auf, bei dem ich einen Schritt zurück machen musste, damit er mir voran zu meiner Penthouse-Wohnung gehen und für mich aufschließen konnte.

»Da wären wir, Miss d'Aplièse. Ich wünsche Ihnen noch einen schönen Tag.«

Er nickte mir zu. In seinen Augen konnte ich kein bisschen Wärme entdecken. Mir war klar, dass die Leute, die im Haus arbeiteten, mir keine Träne nachgeweint hätten, wenn ich ausgezogen wäre. Die meisten Bewohner lebten schon seit Urzeiten hier, als eine Schwarze wie ich es als »Privileg« erachten musste, bei ihnen als Bedienstete beschäftigt zu sein. Allen anderen gehörten die jeweiligen Wohnungen, während ich die meine gemietet hatte. Ich weilte nur in dem Gebäude, weil die ursprüngliche Eigentümerin des Apartments, eine alte Dame, gestorben war, ihr Sohn es renovieren ließ und anschließend versucht hatte, es zu einem exorbitanten Preis zu verkaufen. Was ihm aufgrund der amerikanischen Finanzkrise nicht gelungen war. So hatte er es dem höchsten Bieter – mir – überlassen müssen. Der Preis war genauso irre wie die Wohnung selbst mit ihren modernen Kunstwerken und elektronischen Spielereien (von deren Funktionsweise ich keine

Ahnung hatte), und den Blick von der Terrasse auf den Central Park konnte man nur als atemberaubend bezeichnen.

Wenn ich einen Beweis für meinen Erfolg benötigte, lieferte diese Wohnung ihn mir. *Was sie mir allerdings am deutlichsten vor Augen führte*, dachte ich, als ich auf die Couch sank, auf der bequem mindestens zwei ausgewachsene Kerle schlafen konnten, *war meine Einsamkeit*. Ihre Größe gab sogar mir das Gefühl, klein und zart zu sein ... und so weit oben sehr isoliert.

Irgendwo hörte ich mein Handy klingeln, mit dem Song, der Mitch zum Weltstar gemacht hatte. Ich hatte vergebens versucht, den Klingelton zu ändern. Meine Schwester CeCe litt unter Legasthenie, für mich waren elektronische Geräte ein Buch mit sieben Siegeln. Als ich ins Schlafzimmer ging, um das Handy zu holen, stellte ich erleichtert fest, dass die Zugehfrau das riesige Bett frisch bezogen hatte und alles wieder ordentlich wie im Hotel aussah. Ich mochte das neue Mädchen, eine Empfehlung meiner persönlichen Assistentin. Wie alle meine Angestellten hatte die junge Frau eine Verschwiegenheitserklärung unterzeichnet, die sie daran hinderte, der Presse von meinen absonderlicheren Gewohnheiten zu erzählen. Trotzdem schauderte mich bei dem Gedanken, was sie – hieß sie Lisbet? – sich beim Betreten meiner Wohnung am Morgen wohl gedacht haben mochte.

Ich setzte mich aufs Bett und hörte die Mailbox ab. Fünf Nachrichten stammten von meiner Agentin, die mich dringend bat, wegen des Fotoshootings für *Vanity Fair* am folgenden Tag so schnell wie möglich zurückzurufen, und die letzte war von Amy, meiner persönlichen Assistentin, die erst seit drei Monaten für mich arbeitete und die ich gut leiden konnte.

»Hallo, Elektra, ich bin's, Amy. Ich ... ich wollte Ihnen nur sagen, dass die Arbeit für Sie mir großen Spaß gemacht hat, dass es aber auf längere Sicht wahrscheinlich nicht funktioniert. Ich habe Ihrer Agentin heute mein Kündigungsschreiben zukommen lassen und wünsche Ihnen viel Glück für die Zukunft ...«

»SCHEISSE!«, kreischte ich, löschte die Nachricht und

schleuderte das Handy quer durchs Zimmer. »Was zum Teufel hab ich ihr getan?« Wieso regte es mich so auf, dass diese miese kleine Ratte, die mich angebettelt hatte, ihr eine Chance zu geben, mich schon nach drei Monaten im Stich ließ?

»Seit meiner Kindheit träume ich von der Modebranche. Bitte, Miss d'Aplière, ich werde Tag und Nacht für Sie da sein. Auf mich können Sie sich hundertprozentig verlassen, das verspreche ich Ihnen«, äffte ich Amys leicht näselnden Brooklyn-Akzent nach, während ich die Nummer meiner Agentin wählte. Letztlich gab es nur drei Dinge, ohne die ich nicht leben konnte: Wodka, Koks und eine persönliche Assistentin.

»Hi, Susie. Ich hab gerade von Amys Kündigung erfahren.«

»Ja, schade. Sie hat sich gut gemacht.« Ihr britischer Akzent verlieh ihrer Stimme einen besonders geschäftsmäßigen Klang.

»Fand ich auch. Weißt du, warum sie aufhört?«

Kurzes Schweigen, bevor Susie antwortete: »Nein. Egal, Rebekah soll sich drum kümmern. Bestimmt findet sie bis Ende der Woche eine neue Assistentin für dich. Hast du meine Nachricht erhalten?«

»Ja.«

»Bitte sei morgen pünktlich. Die wollen bei Sonnenaufgang mit dem Shooting anfangen. Du wirst um vier Uhr früh mit dem Wagen abgeholt, okay?«

»Klar.«

»War 'ne tolle Party letzte Nacht, was?«

»Hat Spaß gemacht, ja.«

»Heute bitte keine Party, Elektra. Morgen musst du frisch sein. Die Fotos sind für die Titelseite.«

»Keine Sorge, um neun liege ich artig im Bett.«

»Gut. Tut mir leid, ich muss auflegen, ich hab Lagerfeld in der anderen Leitung. Rebekah meldet sich mit einer Liste geeigneter Assistentinnen bei dir. Ciao.«

»Ciao.« Susie gehörte zu den wenigen Menschen, die es wagten, ein Telefonat mit mir abzubrechen. Sie war die mächtigste

Model-Agentin von New York und hatte sämtliche großen Namen der Branche unter Vertrag. Und sie hatte mich entdeckt, als ich sechzehn war. Damals jobbte ich als Kellnerin in Paris, nachdem ich innerhalb von drei Jahren von ebenso vielen Schulen geflogen war. Pa hatte ich erklärt, es sei sinnlos, eine neue Schule für mich zu suchen, weil ich auch von der wieder fliegen würde. Zu meinem Erstaunen hatte er keinen großen Wirbel darum gemacht.

Und war weniger wütend über mein Versagen gewesen als eher enttäuscht, was mir den Wind aus den Segeln nahm.

»Ich denke, ich werde erst mal reisen«, hatte ich verkündet.
»Lebenserfahrung sammeln.«

»Das meiste, was man für Erfolg im Leben braucht, lernt man nicht unbedingt in der Schule, da pflichte ich dir bei. Aber bei deiner Intelligenz hatte ich mir wenigstens einen Abschluss von dir erhofft. Du bist noch sehr jung, um auf eigenen Beinen zu stehen. Die Welt ist groß und bedrohlich, Elektra.«

»Ich komme zurecht, Pa«, hatte ich mit fester Stimme erwidert.

»Das glaube ich dir gern, doch wie willst du deine Reisen finanzieren?«

»Ich such mir einen Job. Zuerst möchte ich nach Paris.«

»Ausgezeichnete Wahl.« Pa hatte verträumt, jedoch auch ein wenig traurig genickt. »Eine unglaubliche Stadt. Einigen wir uns auf einen Kompromiss. Du willst nicht mehr zur Schule gehen, was ich verstehen kann, aber ich mache mir Sorgen, weil meine jüngste Tochter in so jungen Jahren allein in die Welt hinaus möchte. Marina kennt Leute in Paris. Bestimmt kann sie dir helfen, eine geeignete Bleibe zu finden. Verbring den Sommer dort, dann sehen wir weiter.«

»Klingt gut«, hatte ich nach wie vor erstaunt darüber gesagt, dass er mich nicht zu einem Schulabschluss zu überreden versuchte. Vermutlich wollte er mich entweder los haben oder mir so viel Freiraum geben, dass ich über kurz oder lang freiwillig zurückkehrte. Am Ende hatte Ma ihre Pariser Bekannten kontaktiert, sodass ich kurz darauf ein hübsches kleines Zimmer mit

Blick über die Dächer von Montmartre mein Eigen nannte. Es war winzig, und ich musste mir das Bad mit ausländischen Austauschschülern teilen, die in der Stadt weilten, um ihr Französisch aufzupolieren, aber es war *mein* Reich.

Ich konnte mich gut an das Gefühl der Unabhängigkeit erinnern, als mir am ersten Abend in meinem Zimmerchen klar wurde, dass es niemanden gab, der mir vorschrieb, was ich zu tun oder zu lassen hatte. Weil auch niemand für mich kochte, war ich zu einem Café in der Straße gegangen, hatte mich an einen der Tische davor gesetzt, mir eine Zigarette angezündet, die Speisekarte studiert und Zwiebelsuppe und ein Glas Wein bestellt. Der Kellner hatte nicht einmal mit der Wimper gezuckt, weil ich rauchte oder Alkohol orderte. Drei Gläser Wein später hatte ich schließlich den Mut aufgebracht, den Geschäftsführer des Lokals zu fragen, ob er eine Kellnerin gebrauchen könne. Und zwanzig Minuten danach war ich die wenigen Meter zu meiner Bleibe mit einer Zusage zurückgeschlendert. Zu den stolzesten Momenten in meinem Leben überhaupt zählte es, wie ich am folgenden Morgen von dem öffentlichen Telefon im Flur aus Pa anrief, der genauso erfreut klang wie damals, als meine Schwester Maia die Zusage für einen Studienplatz an der Sorbonne erhalten hatte.

Vier Wochen später hatte ich Susie, meiner jetzigen Agentin, einen *Croque Monsieur* serviert, und der Rest war Geschichte ...

»Warum beschäftige ich mich permanent mit der Vergangenheit?« Ich hob mein Handy auf, um die weiteren Nachrichten zu checken. »Und warum denke ich die ganze Zeit an Pa ...?«

»Mitch ... Pa ...«, murmelte ich. »Sie sind weg, Elektra, und jetzt auch Amy. Du musst nach vorn blicken.«

»*Elektra, mein Schatz! Wie geht's dir? Ich bin in New York ... Hast du heute Abend was vor? Lust auf ein Fläschchen Cristal und Chow mein dans ton lit avec moi? Ich sehne mich nach dir. Ruf mich so schnell wie möglich zurück.*«

Trotz meiner schlechten Laune konnte ich mir ein Lächeln über den rätselhaften Zed Eszu nicht verkneifen. Er war fabel-

haft reich mit besten Connections und – obwohl nicht sonderlich groß und eigentlich überhaupt nicht mein Typ – unglaublich im Bett. Wir hatten uns drei Jahre lang regelmäßig getroffen, bis das mit Mitch ernst geworden war, und vor ein paar Wochen hatte ich die Sache mit Zed wiederbelebt, weil sie meinem Ego guttat.

Waren wir ineinander verliebt? Ich für meinen Teil konnte diese Frage eindeutig mit Nein beantworten, aber wir verkehrten in denselben New Yorker Kreisen, und das Schönste: Allein redeten wir Französisch. Wie Mitch beeindruckte Zed nicht, wer ich war, was mir inzwischen nur noch selten passierte und was ich als tröstlich empfand.

Ich betrachtete das Telefon und überlegte, ob ich Zeds Nachricht ignorieren und Susies Anweisung, früh ins Bett zu gehen, folgen oder lieber ihn anrufen und zu mir bitten sollte. Die Antwort auf diese Frage war nicht schwierig, also wählte ich Zeds Nummer. Während ich auf ihn wartete, duschte ich und schlüpfte in meinen Lieblingsseidenkimono, den ein aufstrebendes japanisches Modelabel eigens für mich entworfen hatte. Anschließend trank ich vorsorglich Unmengen von Wasser, um dem Alkohol oder anderen schädlichen Substanzen vorzubeugen, die ich mir bei seinem Besuch möglicherweise zuführen würde.

Als der Concierge mir mitteilte, dass mein Gast eingetroffen sei, sagte ich ihm, er solle Zed heraufschicken. Kurz darauf stand er mit einem riesigen Strauß weißer Rosen, meinen Lieblingsblumen, und der versprochenen Flasche Champagner vor meiner Tür.

»*Bonsoir, ma belle Elektra*«, begrüßte er mich, deponierte Blumen und Champagner auf einem Tischchen und küsste mich auf beide Wangen. »*Comment vas-tu?*«, erkundigte er sich in seinem merkwürdigen Stakkato-Französisch.

»Gut.« Ich warf einen gierigen Blick auf die Flasche. »Soll ich sie aufmachen?«

»Ich denke, das ist mein Job. Aber darf ich zuerst die Jacke ausziehen?«

»Klar.«

Er griff in seine Tasche und reichte mir ein Samtkästchen. »Als mein Blick darauf fiel, habe ich sofort an dich gedacht.«

»Danke.« Ich setzte mich aufs Sofa und schlug meine elend langen Beine unter, während ich das Kästchen in meiner Hand aufgeregt wie ein Kind beäugte. Zed kaufte mir oft Geschenke, die trotz seines immensen Reichtums nur selten protzig ausfielen. Er wählte lieber etwas Interessantes. Als ich den Deckel anhub, sah ich in dem Kästchen einen Ring mit einem ovalen buttergelben Stein. Ich nahm ihn heraus und drehte ihn im Licht des Kronleuchters.

»Bernstein«, teilte Zed mir mit. »Schau mal, ob er dir passt.«

»An welchem Finger soll ich ihn tragen?«, fragte ich spöttisch.

»Wo du möchtest, *ma chère*. Bei einem Heiratsantrag würde ich dir allerdings was Besseres schenken. Bestimmt kennst du die Beziehung deiner griechischen Namenspatronin zum Bernstein, oder?«

»Nein.« Ich beobachtete, wie er den Champagner entkorkte.

»Wie sieht die aus?«

»Zum Beispiel der Name: Das griechische Wort für Bernstein war »elektron«; der Sage nach fängt er die Strahlen der Sonne ein. Die alten Griechen entdeckten, dass man Bernstein durch Reibung elektrisch aufladen und somit Energie erzeugen kann ... der Name ist also perfekt für dich.« Er reichte mir lächelnd ein Glas Champagner.

»Willst du etwa behaupten, ich erzeuge Reibung?«, erwiderte ich, ebenfalls schmunzelnd. »Fragt sich nur, ob ich mich an meinen Namen angepasst habe oder ob er sich nach mir richtet. *Santé*.«

»*Santé*.« Wir stießen an, und Zed nahm neben mir Platz.

»Ähm ...«

»Du überlegst, ob ich dir ein weiteres Geschenk mitgebracht habe, nicht wahr?«

»Ja.«

»Dann schau mal unter das Futter des Kästchens.«

Tatsächlich: Unter dem Samt befand sich ein Plastiktütchen.
»Danke, Zed.« Ich öffnete es begeistert, steckte den Finger hinein wie ein Kind in einen Honigtopf und rieb etwas von dem Pulver in mein Zahnfleisch.
»Gut, was?«, meinte er.
Nun schüttelte ich ein wenig davon auf den Tisch, löste den kurzen Strohalm, der außen am Tütchen klebte, und zog mir eine Nase von dem Koks rein.
»Mmm, sogar sehr gut. Willst du auch was?«
»Meine Antwort lautet wie immer Nein. Wie geht's dir?«
»Ach ... okay.«
»Klingt nicht sonderlich begeistert, und du wirkst müde, Elektra.«
»Ich hatte ziemlich viel zu tun«, erklärte ich und trank einen großen Schluck Champagner. »Letzte Woche war ich zu einem Shooting auf Fidschi, und nächste Woche fliege ich nach Paris.«
»Du solltest einen Gang zurückschalten, dir eine Pause gönnen.«
»Sagt der Typ, der mehr Nächte in seinem Privatjet verbringt als zu Hause in seinem Bett«, neckte ich ihn.
»Möglicherweise sollten wir beide langsamer machen. Könnte ich dich zu einer Woche auf meiner Jacht überreden? Die liegt die nächsten Monate in St. Lucia, bevor ich sie für den Sommer ins Mittelmeer bringen lasse.«
»Schön wär's«, seufzte ich. »Mein Terminkalender ist bis Juni voll.«
»Dann eben im Juni. Wir könnten zwischen den griechischen Inseln segeln.«
»Vielleicht«, meinte ich achselzuckend, weil ich seinen Vorschlag nicht wirklich ernst nahm. Er machte oft irgendwelche Pläne, die sich nie realisierten und deren Realisierung ich mir auch gar nicht wünschte. Zed war ein wunderbarer Bettgenosse für eine Nacht, doch im Alltag hätte er mich mit seiner Pingeligkeit und seiner unglaublichen Arroganz vermutlich genervt.

Als sich der Concierge über die Gegensprechanlage meldete, stand Zed auf, um ranzugehen. »Schicken Sie's rauf, danke.« Dann schenkte er uns Champagner nach. »Das Chow mein ist da. Ein besseres hast du noch nie gegessen, das verspreche ich dir. Wie läuft's bei deinen Schwestern?«

»So genau weiß ich das nicht. In letzter Zeit war so viel zu tun, da hatte ich keine Zeit, sie anzurufen. Von Ally weiß ich, dass sie ein Baby bekommen hat – einen kleinen Jungen. Er heißt Bär; das finde ich süß. Da fällt mir ein: Wir wollen uns alle im Juni in Atlantis treffen und mit Pas Jacht zu den griechischen Inseln fahren, um an der Stelle einen Kranz ins Meer zu werfen, wo Allys Ansicht nach sein Sarg versenkt wurde. Dein Dad wurde doch ganz in der Nähe am Strand gefunden, oder?«

»Ja, aber wie du denke ich nicht gern über den Tod meines Vaters nach, weil mich das aus der Fassung bringt«, erwiderte Zed barsch. »Ich beschäftige mich lieber mit der Zukunft.«

»Ein merkwürdiger Zufall ist es trotzdem ...«

Als die Klingel an der Tür ging, öffnete Zed.

Wenig später brachte er zwei Styroporboxen in die Küche. »Hilf mir mal bitte, Elektra.«

II

Als ich am folgenden Tag vom Fotoshooting nach Hause kam, duschte ich heiß und legte mich mit einem Glas Wodka ins Bett. Ich war völlig kaputt – wer meinte, Models schwebten bloß in hübschen Kleidern über den Laufsteg und verdienten einen Haufen Geld, sollte mal einen Tag lang versuchen, mein Leben zu führen. Um vier Uhr morgens in einer eisig kalten Lagerhalle irgendwo Downtown zu stehen, sechsmal neu frisiert und geschminkt zu werden und sich ebenso oft umzuziehen war definitiv nicht easy. Öffentlich beklagte ich mich nie darüber – schließlich arbeitete ich nicht in einem chinesischen Ausbeuterbetrieb, und für das, was ich tat, wurde ich nun wirklich ordentlich bezahlt –, aber jeder Mensch sieht hauptsächlich sich selbst, und auch Leute, die nur Luxusprobleme plagen, dürfen insgeheim ein bisschen jammern, oder?

Zum ersten Mal an jenem Tag war mir warm. Ich lehnte mich in die Kissen zurück und checkte die Nachrichten auf meiner Mailbox. Rebekah, Susies Assistentin, hatte mir viermal darauf gesprochen. Sie teilte mir mit, sie habe mir per Mail die Lebensläufe geeigneter PAs geschickt, die ich mir so schnell wie möglich vornehmen solle. Ich scrollte sie auf meinem Laptop durch, als mein Handy klingelte. Wieder Rebekah.

»Ich seh sie mir gerade an«, erklärte ich, bevor sie etwas sagen konnte.

»Wunderbar, danke. Ich hätte da eine junge Frau, die meiner Ansicht nach perfekt für dich wäre. Allerdings hat sie noch ein anderes Jobangebot und muss sich bis morgen entscheiden. Könnte sie am frühen Abend bei dir vorbeikommen, damit ihr euch unterhaltet?«

»Ich bin eben erst von dem Fotoshooting für *Vanity Fair* zurück und ...«

»Du solltest sie dir wirklich anschauen, Elektra. Sie kann Superreferenzen vorlegen und hat als persönliche Assistentin für Bardin gearbeitet. Du weißt, wie schwierig der ist. Ich meine ...«, fuhr Rebekah hastig fort, »... sie ist gewöhnt, unter Stress für Topleute der Modebranche zu arbeiten. Darf ich sie dir vorbeischicken?«

»Okay«, seufzte ich, um nicht so »schwierig« zu wirken, wie sie mich offenbar einschätzte.

»Prima, dann sag ich ihr Bescheid. Sie wird begeistert sein, ist ein großer Fan von dir.«

»Gut. Ich erwarte sie um sechs.«

Um Punkt sechs informierte mich der Concierge, dass mein Gast eingetroffen sei.

»Schicken Sie sie rauf«, bat ich ihn müde. Ich freute mich nicht sonderlich auf das Gespräch mit der jungen Frau, weil ich, seit Susie meinte, ich brauche Hilfe bei der Organisation meines Lebens, eine ganze Reihe eifriger Mädchen eingestellt hatte, die wenige Wochen später wieder gegangen waren.

»Bin ich schwierig?«, fragte ich mein Spiegelbild und vergewisserte mich, dass keine Speisereste zwischen meinen Zähnen steckten. »Möglich. Aber das ist ja nichts Neues.« Ich leerte das Glas mit Wodka und strich mir über die Haare, die mein Stylist Stefano mir vor Kurzem zu kleinen, eng an der Kopfhaut anliegenden Zöpfen geflochten hatte, um lange Extensions einarbeiten zu können. Eine ziemlich schmerzhafteste Prozedur.

Als es an der Tür klopfte, öffnete ich, gespannt, was mich auf der anderen Seite erwartete. Und war erstaunt. Mit dieser kleinen, gepflegten Person im schlichten braunen Kostüm, dessen Rock ziemlich unmodern bis über die Knie reichte, hatte ich nicht gerechnet. Mein Blick wanderte hinunter zu ihren Füßen, die in einem Paar, wie Ma es ausgedrückt hätte, »vernünftiger« brauner Halbschuhe steckten. Am meisten überraschte mich

das Kopftuch, das sie um Stirn und Hals gewunden trug. Sie hatte ein hübsches Gesicht, eine winzige Nase, hohe Wangenknochen, volle rosige Lippen und einen reinen milchkaffeefarbenen Teint.

»Hallo.« Die Frau begrüßte mich lächelnd, ihre braunen Augen strahlten. »Ich heiße Mariam Kazemi und freue mich sehr, Sie kennenzulernen, Miss d'Aplèse.«

Eine so tiefe, warme Stimme wie die ihre, die mich an goldenen Honig denken ließ, hätte ich auch gern gehabt.

»Hi, Mariam, kommen Sie rein.«

»Danke.«

Während ich mit großen Schritten zum Sofa ging, ließ Mariam Kazemi sich Zeit und betrachtete die teuren Gemälde voller Kleckse und Kringel. Ihre Miene verriet mir, dass sie ihr genauso wenig gefielen wie mir.

»Die gehören nicht mir, sondern dem Vermieter«, fühlte ich mich bemüßigt zu erklären. »Was darf ich Ihnen anbieten? Wasser, Kaffee, Tee oder etwas Stärkeres?«

»Danke, ich trinke keinen Alkohol. Wasser, wenn Ihnen das keine Umstände macht.«

»Gern.« Ich ging in die Küche und nahm eine Flasche Evian aus dem Kühlschrank. Kurz darauf gesellte sie sich zu mir.

»Haben Sie kein Personal?«

»Doch, eine Zugehfrau, aber die meiste Zeit bin ich allein hier.« Ich reichte ihr das Wasser.

Sie trat damit zum Fenster und blickte hinaus.

»Ganz schön weit oben.«

»Ja.« Diese Frau, die so beruhigend wirkte wie gutes Parfüm und gänzlich unbeeindruckt von mir und der tollen Wohnung zu sein schien, imponierte mir. Andere potenzielle Kandidatinnen waren für gewöhnlich aufgeregt und versprachen mir das Blaue vom Himmel herunter.

»Wollen wir uns setzen?«, schlug ich vor.

»Danke, gern.«

Sobald wir im Wohnzimmer saßen, fragte ich: »Sie haben also für Bardin gearbeitet?«

»Ja.«

»Warum haben Sie dort aufgehört?«

»Weil mir eine Stelle angeboten wurde, die möglicherweise besser für mich passt.«

»Nicht, weil er schwierig war?«

»Nein«, meinte Mariam schmunzelnd. »Er war überhaupt nicht schwierig, ist aber vor Kurzem nach Paris zurückgegangen, während ich hier lebe. Wir sind nach wie vor freundschaftlich verbunden.«

»Wunderbar. Und warum möchten Sie bei mir anfangen?«

»Weil ich Ihre Arbeit sehr bewundere.«

Wow, dachte ich. Es passierte nicht oft, dass jemand das, was ich machte, als »Arbeit« bezeichnete.

»Danke.«

»Ich halte es für eine echte Gabe, den Produkten, für die man wirbt, ein Gesicht zu geben.«

Sie öffneten ihre schlichte braune Tasche, die eher an einen Schulranzen als an ein Designerstück erinnerte, und reichte mir ihren Lebenslauf.

»Vermutlich hatten Sie keine Zeit, ihn sich anzusehen, bevor ich hergekommen bin.«

»Nein«, gestand ich und überflog den ungewöhnlich kurzen sachlichen Text. »Sie waren also nicht auf dem College?«

»Nein, dafür besaß meine Familie nicht die nötigen Mittel. Oder doch ...«, sie hob eine ihrer kleinen, zarten Hände ans Gesicht und rieb sich mit einem Finger die Nase, »... aber wir sind sechs Kinder, und es wäre den anderen gegenüber nicht fair gewesen, wenn ich ein College besucht hätte und sie nicht.«

»Wir sind auch zu sechst! Und ich war ebenfalls weder auf dem College noch auf der Uni.«

»Dann haben wir ja etwas gemein.«

»Ich bin die Jüngste.«

»Und ich die Älteste«, sagte Mariam lächelnd.

»Sie sind sechsundzwanzig?«

»Ja.«

»Dann sind wir gleich alt.« Aus einem mir unerfindlichen Grund gefiel es mir, Parallelen zum Leben dieser ungewöhnlichen jungen Frau zu entdecken. »Was haben Sie nach dem Schulabschluss gemacht?«

»Tagsüber habe ich in einem Blumenladen gearbeitet und abends Wirtschaftskurse besucht. Wenn Sie wollen, lege ich Ihnen gern eine Abschrift meines Abschlusszeugnisses vor. Ich kann gut mit dem Computer umgehen und kenne mich mit Tabellenkalkulation aus. Und ich tippe ziemlich schnell ... wie schnell genau, weiß ich allerdings nicht.«

»Die Schreibgeschwindigkeit ist mir nicht wichtig. Und um die tabellarische Aufstellung meiner Finanzen kümmert sich mein Steuerberater.«

»Tabellen können auch die Organisation des sonstigen Lebens erleichtern. Sie verschaffen Überblick über den gesamten Monat.«

»Wenn Sie so eine Übersicht aufstellen würden, wären wir verschiedene Leute«, scherzte ich. »Ich lebe von Tag zu Tag. Anders geht es für mich nicht.«

»Das kann ich nachvollziehen, Miss d'Aplière, doch meine Aufgabe ist es zu strukturieren. Bei Bardin habe ich sogar für die Reinigung und die Kleidung eine Tabelle erstellt. Wir haben besprochen, was er zu welchem Anlass tragen würde, bis hin zur Farbe seiner Socken – die oft absichtlich nicht zusammenpassten.« Als Mariam lachte, fiel ich ein.

»Sie halten ihn also für einen angenehmen Menschen?«

»Ja, er ist ein wunderbarer Mann.«

Egal, ob das stimmte oder nicht: Diese junge Frau besaß Integrität. Im Gegensatz zu anderen potenziellen Kandidatinnen vor ihr sagte sie nichts Schlechtes über ihren früheren Arbeitgeber. Wenn mir jemand haarklein erklärte, warum er gekündigt hatte, wusste ich, dass der Betreffende möglicherweise irgendwann einmal auch über mich so reden würde.

»Bevor Sie fragen: Ich bin absolut diskret.« Mariam schien meine Gedanken erraten zu haben. »Ich habe festgestellt, dass Geschichten, die über berühmte Leute kursieren, häufig nicht der Wahrheit entsprechen. Mich wundert ...«

»Was?«

»Nichts.«

»Raus mit der Sprache.«

»Mich wundert, dass so viele Menschen sich nach Ruhm sehnen, denn meiner Erfahrung nach bringt der oft Leid. Die Leute meinen, Ruhm würde ihnen das Recht geben zu tun und zu lassen, was sie wollen, doch in Wirklichkeit raubt er ihnen das wertvollste Gut, das wir besitzen, nämlich die Freiheit.«

Ich sah sie erstaunt an. Offenbar tat ich ihr trotz meines Reichtums leid. Allerdings hatte das bei ihr nichts Herablassendes an sich, sondern zeugte eher von Mitgefühl.

»Ja, ich habe tatsächlich meine Freiheit verloren«, gestand ich dieser wildfremden Person. »Zum Beispiel fürchte ich immerzu, dass mich jemand bei etwas Alltäglichem beobachtet und daraus eine große Story macht, um die Auflage seiner Zeitung zu pushen.«

»Das ist kein schönes Leben, Miss d'Aplière.« Mariam schüttelte ernst den Kopf. »Leider muss ich mich jetzt verabschieden. Ich habe meiner Mutter versprochen, auf meinen kleinen Bruder aufzupassen, während sie mit Papa ausgeht.«

»Müssen Sie öfter babysitten?«

»Nein. Deswegen ist es so wichtig, dass ich heute Abend da bin. Heute ist nämlich Mamas Geburtstag. Zu Hause scherzen wir, dass Papa sie vor achtundzwanzig Jahren, als er ihr den Heiratsantrag machte, zum letzten Mal ausgeführt hat! Falls ich bei Ihnen anfangen sollte, muss ich rund um die Uhr verfügbar sein, das ist mir klar.«

»Und viel ins Ausland reisen.«

»Kein Problem. Ich lebe nicht in einer festen Beziehung. Wenn Sie mich nun entschuldigen würden ...« Sie stand auf. »Es war

mir ein Vergnügen, Sie kennenzulernen, Miss d'Aplière, selbst wenn wir nicht zusammenkommen sollten.«

Ich blickte ihr nach, wie sie zur Tür ging. Trotz ihrer hausbackenen Kleidung besaß sie natürliche Anmut und was Fotografen »Präsenz« nannten. Obwohl unser Gespräch gerade mal eine Viertelstunde gedauert und ich nicht einmal ein Zehntel der Fragen gestellt hatte, die ich als wichtig erachtete, wünschte ich mir Mariam Kazemi und die wundervolle Ruhe, die sie ausstrahlte, in meinem Leben.

»Moment noch. Würden Sie sich vorstellen können, die Stelle bei mir anzutreten?« Ich sprang von der Couch auf. »Soweit ich weiß, haben Sie ein anderes Angebot und müssen sich bis morgen dazu äußern.«

Nach kurzem Zögern drehte sie sich lächelnd zu mir um. »Natürlich könnte ich mir das vorstellen. Ich halte Sie für einen liebenswerten Menschen mit einer guten Seele.«

»Wann könnten Sie anfangen?«

»Nächste Woche, wenn Sie wollen.«

»Abgemacht.« Ich streckte ihr die Hand hin, die sie nach weiterem kurzem Zögern ergriff.

»Abgemacht«, wiederholte sie. »Aber jetzt muss ich wirklich los.«

»Natürlich.«

Sie öffnete die Tür, und ich begleitete sie zum Lift. »Die Bedingungen kennen Sie ja bereits. Ich bitte Rebekah, sie Ihnen am Morgen schriftlich per Fahrradkurier zu schicken.«

»Danke«, sagte sie, als sich die Aufzugtüren öffneten.

»Was ist das übrigens für ein Parfüm, das Sie tragen? Das finde ich sehr angenehm.«

»Das ist Körperöl. Ich stelle es selbst her. Auf Wiedersehen, Miss d'Aplière.«

Wenig später schlossen sich die Türen des Lifts, und Mariam Kazemi war fort.

* * *

Mariams Referenzen waren nicht nur sehr gut, sondern hymnisch, sodass wir bereits am folgenden Donnerstag am Teterboro Airport in New Jersey einen Privatjet bestiegen und uns auf den Weg nach Paris machten. Auf ihre Kleidung wirkte sich unsere Reise nur insofern aus, als sie den Rock gegen eine beigefarbene Hose eintauschte. Sobald sie ihren Platz im Flugzeug eingenommen hatte, holte sie den Laptop aus ihrer Tasche.

»Sind Sie schon einmal mit einem Privatjet geflogen?«, fragte ich sie.

»Ja, Bardin reiste nur so. Miss d'Aplière ...«

»Sagen Sie doch bitte Elektra zu mir.«

»Elektra. Wollen Sie sich während des Flugs lieber etwas ausruhen oder die Zeit nutzen, um einige Dinge zu besprechen?«

Da ich mich bis vier Uhr morgens mit Zed vergnügt hatte, entschied ich mich für die erste Alternative und betätigte, sobald wir in der Luft waren, den Knopf, der meinen Sitz in ein Bett verwandelte, setzte meine Schlafmaske auf und döste sofort ein.

Drei Stunden später wachte ich erfrischt auf – ich hatte genug Erfahrung mit Flugzeugschlaf – und lugte unter meiner Maske hervor zu meiner neuen persönlichen Assistentin hinüber. Sie war nicht auf ihrem Platz, weswegen ich vermutete, dass sie sich in der Toilette aufhielt. Als ich die Maske abnahm und mich aufrichtete, sah ich Mariam zu meiner Überraschung in dem schmalen Gang zwischen den Sitzen auf dem Boden knien. *Vielleicht macht sie Yoga-Übungen*, dachte ich. Dann hörte ich sie vor sich hin murmeln. Sobald sie Hände und Kopf leicht hob, begriff ich, was sie tat: Sie betete. Peinlich berührt, dass ich sie bei etwas so Intimem beobachtete, wandte ich den Blick ab und ging selbst zur Toilette. Bei meiner Rückkehr saß Mariam auf ihrem Platz und tippte auf ihrem Laptop herum.

»Haben Sie gut geschlafen?«, erkundigte sie sich.

»Ja, und jetzt hätte ich Hunger.«

»Ich habe dafür gesorgt, dass Sushi an Bord ist. Susie meint, das sei Ihr Lieblingsessen auf Reisen.«

»Danke. Das stimmt.«
Schon stand die Flugbegleiterin neben mir. »Kann ich Ihnen irgendwie behilflich sein, Miss d'Aplièse?«
Ich bestellte frisches Obst, Sushi sowie eine *demi-bouteille* Champagner und wandte mich wieder Mariam zu. »Wollen Sie auch etwas?«
»Danke, ich habe bereits gegessen.«
»Leiden Sie unter Flugangst?«
Sie schaute mich erstaunt an. »Nein, überhaupt nicht. Warum?«
»Weil ich Sie vorhin beim Beten beobachtet habe.«
»Ach so.« Sie lachte. »Das hat nichts mit Angst zu tun. In New York ist jetzt Mittag, die Zeit, zu der ich immer bete.«
»Ich wusste nicht, dass Sie das müssen.«
»Keine Sorge. Sie werden mich nicht oft beten sehen; für gewöhnlich suche ich mir dafür eine stille Ecke, aber hier oben ... In der Toilette ist nicht genug Platz.«
»Müssen Sie jeden Tag beten?«
»Ja, fünfmal.«
»Wow. Ist das nicht lästig?«
»Darüber habe ich mir noch nie Gedanken gemacht. Ich kenne es seit Kindertagen nicht anders. Es verschafft mir ein gutes Gefühl und gehört zu meinem Leben.«
»Sie meinen, Ihre Religion verlangt es?«
»Nein, es ist ein Teil von mir. Da kommt das Essen. Sieht köstlich aus.«
»Setzen Sie sich doch zu mir. Ich trinke ungern allein«, forderte ich sie auf, als die Flugbegleiterin mir Champagner einschenkte.
»Möchten Sie auch etwas, Ma'am?«, fragte diese Mariam, die auf dem Sitz neben mir Platz genommen hatte.
»Ein Glas Wasser, bitte.«
»Cheers«, prostete ich ihr zu. »Auf unsere erfolgreiche Zusammenarbeit.«
»Ja. Davon, dass sie erfolgreich wird, gehe ich aus.«

»Entschuldigen Sie, wenn ich mich mit Ihren Gebräuchen nicht auskenne.«

»Dafür müssen Sie sich nicht entschuldigen. Ich an Ihrer Stelle würde auch nichts darüber wissen.«

»Ist Ihre Familie strenggläubig?«

»Nein, eigentlich nicht. Jedenfalls nicht verglichen mit anderen. Ich bin wie meine Geschwister in New York zur Welt gekommen; wir sind Amerikaner. Mein Vater sagt immer, dieses Land habe meinen Eltern Sicherheit in der Not geboten. Deshalb dürfen wir nicht nur an den alten Sitten festhalten, sondern müssen uns auch an die hiesigen neuen anpassen.«

»Wo sind Ihre Eltern geboren?«, erkundigte ich mich.

»Im Iran ... oder Persien, wie wir das Land zu Hause nennen. Ein viel schöneres Wort, finden Sie nicht auch?«

»Ja. Ihre Eltern mussten ihre Heimat gegen ihren Willen verlassen?«

»Ja. Sie sind beide nach dem Sturz des Schahs als junge Erwachsene nach Amerika gekommen.«

»Des Schahs?«

»Der damalige iranische Herrscher, eine Art König oder Kaiser. Er war in seiner Einstellung sehr westlich ausgerichtet. Den Fanatikern in unserem Land hat das nicht gepasst. Deshalb mussten alle, die mit ihm verwandt waren, fliehen, wenn sie nicht sterben wollten.«

»Sie sind also adliger Abstammung?«

Mariam schmunzelte. »Man könnte es so ausdrücken, ja, doch bei uns ist das nicht wie in den europäischen Königshäusern. Es gibt zahlreiche Verwandte des Schahs ... angeheiratete Cousins und Cousinen zweiten, dritten oder vierten Grades. Im Westen würde man vermutlich sagen, meine Familie sei von hoher Geburt.«

»Na, so was! Dann arbeitet eine Prinzessin für mich!«

»Unter anderen Umständen wäre ich möglicherweise Prinzessin geworden. Allerdings nur wenn ich den richtigen Mann geheiratet hätte.«

Nun begriff ich manches: ihre zurückhaltende Art, ihre Selbstsicherheit und ihre perfekten Manieren ...

»Und Sie, Elektra? Woher stammt Ihre Familie?«

»Keine Ahnung«, antwortete ich und leerte mein Glas. »Ich wurde als Baby adoptiert.«

»Sie haben nie mehr über Ihre Vergangenheit erfahren wollen?«

»Nein. Welchen Sinn hat es zurückzublicken, wenn man die Vergangenheit nicht ändern kann? Ich schaue nur nach vorn.«

»Dann sollten Sie meinen Vater lieber nicht kennenlernen.« Mariam wirkte belustigt. »Er erzählt ständig von dem Leben, das er mit meinen Großeltern im Iran führte. Und von unseren Vorfahren. Seine Geschichten sind wunderschön; als Kind habe ich ihnen gern gelauscht.«

»Ich hatte nur die Märchen der Gebrüder Grimm, und in denen kamen viele böse Hexen und Geister vor, die mir Angst machten.«

»Auch in unseren Geschichten gibt es böse Geister. Sie heißen Dschinns und tun Menschen schlimme Dinge an.« Mariam nippte an ihrem Wasser und beäugte mich über den Rand ihres Glases. »Papa sagt immer, unsere Geschichte sei der Teppich, auf dem wir stehen und von dem aus wir fliegen können. Möglicherweise wollen auch Sie eines Tages mehr über Ihre Herkunft herausfinden. Wollen wir nun den Plan für Paris durchgehen?«

Eine Stunde später kehrte Mariam an ihren Platz zurück, um das, was sie während unseres Gesprächs notiert hatte, in ihren Laptop einzugeben. Ich stellte meinen Sitz zurück und beobachtete, wie der Himmel draußen dunkler wurde und die Nacht sich auf Europa herabsenkte. Irgendwo da unten in der Dunkelheit lag mein Zuhause, das Zuhause von uns ungleichen Schwestern, die Pa auf der ganzen Welt sammelt hatte.

Es hatte mir nie etwas ausgemacht, dass wir nicht blutsverwandt waren, doch wenn ich Mariam über ihre Herkunft reden hörte und beobachtete, wie sie die Sitten ihrer uralten Kultur in einem Privatjet nach Paris befolgte, wurde ich fast ein wenig neidisch.

Der Brief von Pa fiel mir ein, der irgendwo in meiner New Yorker Wohnung liegen musste ... Ich wusste nicht einmal, wo. Da ich ihn nicht geöffnet und höchstwahrscheinlich verloren hatte, würde ich vermutlich nie Gelegenheit erhalten, etwas über meine Vergangenheit zu erfahren. Vielleicht konnte mir ja »Hoff« – mein Spitzname für Pas Anwalt – mehr dazu sagen ... Außerdem waren da noch die Koordinaten auf der Armillarsphäre, von denen Ally behauptete, sie würden uns verraten, woher wir ursprünglich stammten. Plötzlich erschien es mir sehr wichtig, Pas Brief aufzuspüren, so wichtig, dass ich fast den Piloten gebeten hätte umzukehren, um meine Schubladen durchsuchen zu können. Als ich mich seinerzeit nach der Quasitruauerfeier in Atlantis, die arrangiert worden war, weil Pa sich offenbar für eine Seebestattung entschieden hatte, die vor unser aller Eintreffen stattfand, nach New York zurückbegeben hatte, war ich so wütend gewesen, dass meine Vergangenheit mich nicht mehr interessierte.

Warum so wütend, Elektra?, klangen mir die Worte der Therapeutin in den Ohren. Eine Antwort darauf kannte ich nicht. Die Wut begleitete mich seit frühester Kindheit. Meine Schwestern erzählten gern, wie ich mir als Baby die Lunge aus dem Leib gebrüllt und sich das später nicht wesentlich geändert habe. Wie ich aufwuchs, konnte nicht daran schuld sein, denn meine Jugend war perfekt, wenn auch ungewöhnlich gewesen. Pa hatte uns samt und sonders adoptiert, und unsere Familienfotos ähnelten aufgrund unserer unterschiedlichen ethnischen Herkunft einer Gap-Werbung. Auf meine Fragen danach hatte Pa stets geantwortet, er habe sich uns als seine Töchter ausgesucht. Meine Schwestern schien das, anders als mich, zufriedenzustellen. Ich hingegen wollte den *Grund* wissen. Jetzt nach seinem Tod würde ich ihn höchstwahrscheinlich nie erfahren.

»Eine Stunde bis zur Landung, Miss d'Aplièse«, teilte die Flugbegleiterin mir mit und schenkte mir nach. »Darf ich Ihnen noch etwas bringen?«

»Nein, danke.« Ich schloss die Augen in der Hoffnung, dass

mein Kontakt in Paris Wort gehalten und das, was ich nun dringend brauchte, ins Hotel gebracht hatte. Ohne Drogen und Alkohol begann ich, über Pa nachzudenken, über meine Schwestern, mein Leben ... und dabei war mir nicht wohl. Jedenfalls nicht im Moment.

* * *

Zur Abwechslung machte mir das Fotoshooting sogar einmal Spaß. Der Frühling in Paris war – zumindest bei sonnigem Wetter – wunderschön. Falls ich mich überhaupt in einer Stadt zu Hause fühlte, dann in dieser. Wir befanden uns im Jardin des Plantes, in dem Kirschblüten, Iris und Pfingstrosen in voller Pracht standen und alles sehr neu und frisch wirkte. Außerdem mochte ich den Fotografen. So wurden wir frühzeitig fertig und vertieften unsere Bekanntschaft am Nachmittag in meinem Hotelzimmer.

»Wie kommst du bloß dazu, in New York zu leben?«, fragte Maxime mich auf Französisch, während wir im Bett Tee aus zarten Porzellantassen tranken und eine Line vom Tablett snieften. »Du hast eine europäische Seele.«

»Das weiß ich auch nicht so genau«, seufzte ich. »Meine Agentin Susie lebt dort, und ich fand es sinnvoll, in ihrer Nähe zu sein.«

»Deine Model-*maman*, meinst du?«, neckte er mich. »Du bist doch ein großes Mädchen und in der Lage, selbst über dein Leben zu entscheiden. Zieh nach Paris, dann könnten wir uns öfter miteinander vergnügen.« Er stand vom Bett auf und verschwand ins Bad, um zu duschen.

Als ich durchs Fenster hinaus auf die Place Vendôme blickte, auf der sich Touristen und Kauflustige vor den exklusiven Geschäften drängten, dachte ich über Maximes Worte nach. Er hatte recht: Ich konnte überall leben, weil ich ohnehin so viel auf Achse war.

»Wo ist mein Zuhause?«, flüsterte ich, deprimiert darüber, in meine seelenlose New Yorker Wohnung zurückkehren zu müssen.

Einem plötzlichen Impuls folgend, griff ich nach dem Handy und wählte die Nummer von Mariam.

»Habe ich morgen irgendwelche Termine in New York?«

»Ein Essen mit Thomas Allebach, dem Marketingchef der Werbekampagne für den neuen Duft, den Sie bewerben, um sieben Uhr abends«, informierte mich Mariam.

»Aha.« Thomas und ich hatten in den Monaten seit der Trennung von Mitch einige angenehme Stunden miteinander verbracht, aber verliebt war ich nicht in ihn. »Und am Sonntag?«

»Da steht nichts im Kalender.«

»Wunderbar. Sagen Sie das Essen ab, erzählen Sie Thomas, dass das Shooting länger dauert oder sonst irgendwas, verschieben Sie den Rückflug auf den späten Sonntagabend und verlängern Sie meinen Hotelaufenthalt hier. Ich möchte noch ein bisschen in Paris bleiben.«

»Gern. Paris ist eine wunderbare Stadt. Ich gebe Ihnen Bescheid, sobald alles erledigt ist.«

»Danke, Mariam.«

»Keine Ursache.«

»Ich bleibe länger«, teilte ich Maxime mit, als er vom Duschen zurückkam.

»Schade. Leider bin ich übers Wochenende weg. Wenn ich das gehnt hätte ...«

»Oh.« Ich versuchte, mir meine Enttäuschung nicht anmerken zu lassen. »Egal, ich bin ja irgendwann wieder hier.«

»Gib mir Bescheid, wann.« Er zog sich an. »Ein Freund von mir heiratet. Da kann ich nicht absagen. Sorry, Elektra.«

»Ich bleibe wegen der Stadt, nicht deinetwegen.« Ich rang mir ein Lächeln ab.

»Diese Stadt liebt dich wie ich.« Er drückte mir einen Kuss auf die Stirn. »Ich wünsche dir ein wunderschönes Wochenende. Melde dich.«

»Mach ich.«

Sobald er weg war, sniefte ich, um mich aufzumuntern, eine

weitere Line und überlegte, was ich in Paris unternehmen konnte. Leider würde man mich wie in anderen Großstädten in dem Moment erkennen, in dem ich das Ritz durch den Vordereingang verließ. Irgendjemand würde die Presse informieren, und schon wäre mir ein Rattenschwanz von Reportern auf den Fersen.

Ich griff nach dem Handy, um Mariam anzurufen und ihr mitzuteilen, dass wieder Plan A gelte, als es klingelte.

»Elektra? Ich bin's, Mariam. Der Rückflug nach New York ist auf Sonntagabend umgebucht, und Sie können weiter in der Hotelsuite bleiben.«

»Danke.«

»Soll ich in einem Restaurant Plätze für Sie reservieren?«

»Nein, ich ...« Tränen traten mir in die Augen.

»Alles in Ordnung, Elektra?«

»Ja, alles gut.«

»Sind Sie im Moment ... beschäftigt?«

»Nein.«

»Kann ich zu Ihnen kommen? Susie hat Verträge geschickt, die Sie unterschreiben müssten.«

»Kein Problem.«

Wenig später traf Mariam ein, umweht von ihrem angenehmen Duft. Ich unterzeichnete die Verträge und starrte dann düster durchs Fenster hinaus in die hereinbrechende Pariser Dämmerung.

»Wie sehen Ihre Pläne für heute Abend aus?«, erkundigte sich Mariam.

»Ich habe keine. Und die Ihren?«

»Nichts außer Bad, Bett und einem guten Buch«, antwortete sie.

»Ich würde gern in dem Café vorbeischaun, in dem ich früher als Kellnerin gejobbt habe, und einfach nur ganz normal essen gehen wie andere Leute, habe aber keine Lust, erkannt zu werden.«

»Das kann ich verstehen.« Sie musterte mich kurz und stand auf. »Ich habe eine Idee. Warten Sie hier.«

Sie verließ den Raum und kehrte wenige Minuten später mit einem Kopftuch zurück.

»Darf ich Ihnen das umbinden?«

»Sie meinen, um die Schultern?«

»Nein, um den Kopf wie bei mir. Normalerweise halten die Leute Distanz zu Frauen mit Hidschab. Auch deshalb tragen so viele unseres Glaubens ihn. Wollen wir es ausprobieren?«

»Okay. Das dürfte der einzige Look sein, den ich noch nie versucht habe«, meinte ich schmunzelnd.

Ich setzte mich ans Fußende des Bettes, und Mariam wand das Tuch geschickt um meinen Kopf, drapierte die Enden über meine Schultern und steckte sie fest.

»Schauen Sie sich an.« Sie deutete auf den Spiegel.

Kaum zu glauben, wie verändert ich wirkte. Fast hätte ich mich selbst nicht erkannt.

»Das ist gut, richtig gut, doch mit meinem Körper lässt sich nicht viel machen, oder?«

»Haben Sie eine dunkle Strumpfhose oder Leggings dabei?«

»Nur die schwarze Jogginghose, die ich im Flugzeug anhatte.«

»Wunderbar. Ziehen Sie die an, während ich noch etwas anderes hole.«

Ich tat ihr den Gefallen. Kurz darauf kehrte Mariam mit einem Gewand über dem Arm zurück. Als sie es ausschüttelte, sah ich, dass es sich um ein billiges langärmeliges Baumwollkittelkleid mit Blümchenmuster handelte.

»Das habe ich mitgenommen für den Fall, dass wir irgendwo hingehen, wo man etwas Feineres braucht. Es ist für besondere Gelegenheiten, aber ich leihe es Ihnen gern.«

»Ob mir das passt?«

»Soweit ich sehe, ist obenrum bei uns nicht viel Unterschied. Ich trage es als Kleid, Sie könnten es als lange Hemdbluse anziehen. Schlüpfen Sie einfach mal rein.«

Mariam hatte recht. Das Kleid passte am Oberkörper tatsächlich gut und reichte mir bis etwa zur Mitte der Oberschenkel.

»So erkennt Sie niemand. Sie gehen als Muslima durch.«

»Was ist mit meinen Füßen? Ich hab nur meine Louboutins und die Pumps von Chanel dabei.«

»Nehmen Sie die Turnschuhe vom Flug«, schlug sie vor und trat an meinen Koffer. »Darf ich?«

»Klar.« Ich betrachtete mein neues Ich im Spiegel. Mit dem Kopftuch und dem einfachen Baumwollkleid, das ich als Top verwendete, hätte es eines Röntgenblicks bedurft, um mich zu erkennen.

»Perfekt«, meinte Mariam, als ich die Turnschuhe band. »Verwandlung komplett. Nur noch eines: Darf ich einen Blick in Ihre Schminksachen werfen?«

»Ja.«

»Die Augen brauchen noch etwas Kajal. Machen Sie sie bitte zu.«

Ich schloss sie, und meine Gedanken wanderten zu den Zeiten zurück, wenn wir Schwestern während unseres alljährlichen Aufenthalts auf Pas Jacht im Sommer abends zum Essen an Land gehen wollten. Da ich damals selbst zu jung für Make-up war, beobachtete ich vom Bett aus, wie Maia Ally beim Schminken half.

»Sie haben einen wunderbar schimmernden Teint«, bemerkte Mariam seufzend. »Fertig. So erkennt Sie niemand.«

»Glauben Sie?«

»Sie werden es unten im Rezeptionsbereich gleich selbst sehen. Wollen wir?«

»Ja, warum nicht?« Als ich meine Shopper von Louis Vuitton nehmen wollte, hielt Mariam mich davon ab.

»Geben Sie alles, was Sie benötigen, in meine Tasche.« Sie reichte mir ihre billige braune Schultertasche aus Kunstleder. »Bereit?«

»Ja.«

Obwohl drei Leute zu uns in den Aufzug stiegen, würdigte mich keiner eines Blickes. Und im Eingangsbereich schaute der Concierge nur kurz zu uns herüber, bevor er sich wieder seinem Computer zuwandte.

»Wow, Christophe kennt mich seit Jahren«, flüsterte ich draußen, wo Mariam den Portier herbeirief.

»Wir bräuchten ein Taxi nach Montmartre«, erklärte sie in sehr passablem Französisch.

»*D'accord, mademoiselle*, aber andere Leute wollen auch ein Taxi. Es könnte etwas dauern.«

»Kein Problem, wir warten.«

»Ich habe Jahre nicht mehr auf ein Taxi gewartet«, murmelte ich.

»Willkommen in der realen Welt, Elektra«, meinte Mariam schmunzelnd.

Zwanzig Minuten später nahmen wir an einem Tisch in dem Café Platz, in dem ich früher als Kellnerin gearbeitet hatte. Es war kein sonderlich guter Tisch – wir saßen eingequetscht zwischen zwei anderen, und ich konnte jedes Wort der Leute neben uns verstehen. Immer wieder schaute ich zu George hinter der Bar hinüber, der mir den Job als Kellnerin zehn Jahre zuvor gegeben hatte, doch der wandte sich kein einziges Mal mir zu.

»Und, wie fühlt es sich an, unsichtbar zu sein?«, erkundigte sich Mariam, nachdem ich eine kleine Karaffe des Hausweins bestellt hatte.

»Ich weiß nicht so recht. Irgendwie merkwürdig.«

»Aber befreiend?«

»Ja. Ich habe es genossen, unerkannt die Straße entlangzugehen, doch alles hat seine Licht- und Schattenseiten.«

»Stimmt. Vermutlich wurden Sie schon angestarrt, bevor Sie berühmt waren, nicht wahr?«

»Mag sein, aber mir war nie klar, ob das freundliche Blicke waren oder die Leute mich angafften, weil ich sie an eine schwarze Giraffe erinnerte!«

»Ich glaube eher, es lag an Ihrer Schönheit. Mir hingegen begegnen die Menschen nach den Terroranschlägen auf das World Trade Center mit Argwohn. Jeder Muslim ist automatisch ein Terrorist, wissen Sie.« Sie trank traurig lächelnd einen Schluck Wasser.

»Bestimmt ist das für Sie nicht leicht.«

»Nein. Egal, in welchem politischen oder religiösen System die Menschen leben: Die meisten wollen einfach nur Frieden. Leider werde ich oft, noch bevor ich den Mund aufmache, aufgrund meiner Kleidung beurteilt.«

»Gehen Sie jemals ohne Kopftuch auf die Straße?«

»Nein, obwohl mein Vater meinte, ich solle den Hidschab bei der Jobsuche lieber nicht tragen. Seiner Ansicht nach würde das meine Chancen verringern.«

»Vielleicht sollten Sie's tatsächlich mal ausprobieren und wie ich heute Abend ein paar Stunden lang jemand anders werden. Auch für Sie könnte das befreiend wirken.«

»Möglich, aber ich trage ihn gern. Wollen wir bestellen?«

Mariam orderte auf Französisch.

»Sie scheinen viele geheime Fähigkeiten zu besitzen«, neckte ich sie. »Wo haben Sie so gut Französisch gelernt?«

»In der Schule und während meiner Tätigkeit für Bardin – Französischkenntnisse sind in der Modebranche unerlässlich. Außerdem habe ich ein Ohr für Sprachen. Ihr Französisch wirkt ganz anders als Ihr Englisch.«

»Wie meinen Sie das?«

»Nicht negativ«, erklärte sie hastig. »Ihr Englisch ist lässiger – möglicherweise des leichten amerikanischen Akzents wegen. In Französisch klingen Sie irgendwie ... ernster.«

»Meine Schwestern würden sich köstlich amüsieren, wenn sie das hören könnten«, sagte ich grinsend.

Bei *moules marinières* und frischem knusprigem Baguette, wie es nur die Franzosen backen können, ermutigte ich Mariam, mir von ihrer Familie zu erzählen, und bot ihr das Du an. Offensichtlich liebte sie ihre Geschwister abgöttisch, und um diese Liebe beneidete ich sie.

»Kaum zu glauben, dass meine kleine Schwester nächstes Jahr heiratet. Meine Eltern behaupten schon, ich werde eine alte Jungfer«, sagte sie belustigt, während wir uns über die Nachspeise,

eine *Tarte Tatin*, hermachten. Die Kalorien würde ich am folgenden Morgen im Fitnessraum des Hotels abtrainieren.

»Meinst du, du wirst jemals heiraten?«, erkundigte ich mich.

»Ich weiß es nicht. Im Moment will ich mich noch nicht fest binden. Vielleicht habe ich auch ›den Richtigen‹ bisher nicht gefunden. Und du? Warst du je verliebt?«

Bei ihr machte mir diese Frage nichts aus, denn an diesem Abend waren wir einfach nur zwei junge Frauen, die beim Essen plauderten.

»O ja, und ich denke, das will ich nicht noch einmal erleben.«

»Es ist nicht gut ausgegangen?«

»Nein. Er hat mir das Herz gebrochen. Das hat mich ziemlich aus der Bahn geworfen, aber hey, was soll's, so was passiert eben.«

»Irgendwann wird jemand anders in dein Leben treten, Elektra, da bin ich mir ganz sicher.«

»Du klingst wie meine esoterische Schwester Tiggy. Die sagt die ganze Zeit solche Sachen.«

»Vielleicht hat sie recht. Für jeden Menschen gibt es den passenden Partner, daran glaube ich fest.«

»Die Frage ist bloß, ob wir den finden. Die Welt ist ziemlich groß.«

»Das stimmt«, pflichtete Mariam mir bei und unterdrückte ein Gähnen. »Entschuldigung, ich habe letzte Nacht nicht gut geschlafen. Der Jetlag steckt mir in den Knochen.«

»Gut, ich verlange die Rechnung.« Ich versuchte den Kellner herbeizuwinken, der mir allerdings beharrlich die kalte Schulter zeigte.

»Gott, ist der Typ unhöflich«, murrte ich, als er uns fünf Minuten später nach wie vor keine Beachtung schenkte.

»Er ist beschäftigt und kommt zu uns, sobald er Zeit hat. Geduld ist eine Gottesgabe.«

»Die ich leider nicht besitze«, murmelte ich, bemüht, meinen Zorn zu zügeln.

Nachdem der Kellner sich endlich herabgelassen hatte, uns die

Rechnung zu bringen, und wir aus dem Café traten, bemerkte Mariam: »Du wirst nicht gern ignoriert, das habe ich heute Abend gesehen.«

»Stimmt. In einer Familie mit sechs Mädchen musste man am lautesten brüllen, um sich Gehör zu verschaffen. Und genau das habe ich getan«, fügte ich lachend hinzu.

»Schauen wir mal, ob wir ein Taxi zurück zum Hotel ergattern können ...«

Ich hörte nur mit halbem Ohr, was sie sagte, weil mein Blick auf einen Mann fiel, der allein an einem der Tische vor dem Café saß und Cognac trank.

»O mein Gott ...«

»Was ist?«

»Der Mann da drüben. Ich kenne ihn. Er arbeitet für unsere Familie.« Ich hatte seinen Tisch fast erreicht, als er mich endlich wahrnahm.

»Christian?«

»*Pardon, mademoiselle*, kenne ich Sie?« Er musterte mich verwirrt.

Ich beugte mich zu ihm hinab, um ihm ins Ohr zu flüstern. »Natürlich, du Trottel! Ich bin's, Elektra!«

»*Mon dieu!* Elektra! Meine ...«

»Sch! Ich bin inkognito hier!«

»Tolle Verkleidung, jetzt erkenne ich Sie natürlich.«

Mariam trat zu uns.

»Mariam, das ist Christian. Er gehört praktisch zur Familie. Stören wir, wenn wir uns auf einen Drink zu dir gesellen? Was für ein Zufall, dich hier zu treffen!«

»Wenn Sie mich entschuldigen würden: Ich gehe zurück zum Hotel«, erklärte Mariam. »Sonst schlafe ich im Stehen ein. Hat mich gefreut, Sie kennenzulernen, Christian. *Bonne soirée*.« Sie verabschiedete sich mit einem Nicken und verschwand zwischen den Passanten auf der belebten Straße.

»Darf ich mich zu dir setzen?«, fragte ich Christian.

»Natürlich. Gern. Ich bestelle Ihnen einen Cognac.«

Christian winkte die junge Kellnerin herbei, die draußen bediente. Als Teenager war ich total in Christian verknallt gewesen – schließlich war er der einzige Mann unter dreißig, mit dem ich in Atlantis in Berührung kam. Zehn Jahre später schien er sich nicht groß verändert zu haben. Plötzlich wurde mir mit schlechtem Gewissen klar, dass ich absolut keine Ahnung hatte, wie alt er war, und auch sonst nichts über ihn wusste.

»Was machst du hier?«

»Ich ... habe einen alten Freund besucht.«

»Aha.« Obwohl ich spürte, dass er log, nickte ich. »Ma hat mir damals, als ich nach Paris kam, eine Bleibe ein paar Straßen weiter besorgt. Ich habe seinerzeit in diesem Café gejobbt. Fühlt sich alles an, als wär's sehr lange her.«

»Das ist es auch, Elektra, fast zehn Jahre. Ah, da kommt der Cognac. *Santé*.«

»*Santé*.« Ich prostete ihm zu, und wir tranken beide einen großen Schluck.

»Darf ich fragen, was Sie verkleidet auf den Straßen von Montmartre treiben?«

»Ich habe mich bei meiner Assistentin Mariam, die du gerade gesehen hast, beklagt, dass ich mich nicht unerkannt in der Öffentlichkeit bewegen kann. Daraufhin hat sie mich in diese Klammotten gesteckt, und wir sind miteinander zum Essen gegangen.«

»Haben Sie es genossen, mal jemand anders zu sein?«

»Offen gestanden bin ich mir nicht sicher. Es hat natürlich seine Vorteile – ohne die Verkleidung könnten wir nicht an diesem Tisch sitzen und uns unterhalten. Aber gleichzeitig ärgert es mich, ignoriert zu werden.«

»Das kann ich mir vorstellen.« Christian nahm einen weiteren Schluck Cognac. »Wie geht es Ihnen?«

»Okay.« Ich zuckte mit den Achseln. »Wie läuft's bei Ma? Und bei Claudia?«

»Gut. Sie sind beide bei bester Gesundheit.«

»Ich überlege oft, was sie nun, da wir und Pa nicht mehr da sind, den ganzen lieben langen Tag so treiben.«

»Darüber würde ich mir keine Gedanken machen, Elektra. Sie sind beschäftigt.«

»Und was ist mit dir?«

»Auf dem Anwesen gibt es immer viel zu tun, und es vergeht kaum ein Monat, in dem nicht mindestens eine Ihrer Schwestern nach Atlantis kommt. Im Moment ist Ally mit ihrem kleinen Sohn Bär dort.«

»Bestimmt ist Ma im siebten Himmel.«

»Ja.« Christian schenkte mir ein seltenes Lächeln. »Bär ist der Erste der nächsten Generation. Marina hat wieder das Gefühl, gebraucht zu werden, und mich freut es, sie glücklich zu sehen.«

»Wie macht sich mein Neffe Bär?«, erkundigte ich mich, erstaunt über das Wort »Neffe«.

»Er ist so vollkommen wie alle Babys.«

»Schreit er manchmal?«, hakte ich nach. Plötzlich ging mir die ehrerbietige Art Christians, der, wie ich manchmal vergaß, in Diensten von uns Schwestern stand, auf die Nerven.

»Ja, hin und wieder, doch welcher Säugling würde das nicht tun?«

»Erinnerst du dich an die Zeiten, als ich zu Hause war?«

»Natürlich.«

»Ich meine, als Baby?«

»Da war ich gerade einmal neun, Elektra.«

Aha! Also war er jetzt Mitte dreißig ...

»Du hast doch das Boot schon gelenkt, als ich noch ganz klein war.«

»Ja, aber Ihr Vater war immer dabei, um sich zu vergewissern, dass ich die nötigen Fähigkeiten besaß, bevor ich selbst ans Steuer durfte.«

»O mein Gott!« Ich schlug die Hand vor den Mund. »Weißt du noch, wie ich mit ungefähr dreizehn von der Schule weggelaufen und heim nach Atlantis gekommen bin? Und wie Pa gesagt hat,

ich muss zurück? Ich hätte dem Internat keine Chance gegeben? Da bin ich mitten im Genfer See aus dem Boot gesprungen und wollte ans Ufer schwimmen.«

Christians Blick zeigte mir, dass er sich sehr wohl entsann. »Wie könnte ich das vergessen? Sie wären beinahe ertrunken. Sie hatten den Mantel vor dem Springen nicht ausgezogen und sind sofort untergegangen. Kurz fürchtete ich, Sie nicht finden zu können ...« Er schüttelte den Kopf. »Das war einer der schlimmsten Momente meines Lebens. Wenn ich Sie verloren hätte ...«

»Dann hättest du's mit Pa zu tun gekriegt«, scherzte ich, um die Stimmung aufzulockern, als ich merkte, dass Christian den Tränen nahe war.

»Das hätte ich mir nie verziehen, Elektra.«

»Immerhin habe ich damit meinen Kopf wenigstens teilweise durchgesetzt. Ich musste erst nach ein paar Tagen wieder in die Schule.«

»Stimmt.«

»Wie lange bleibst du in Paris?«

»Ich reise morgen ab. Und Sie?«

»Am Sonntagabend. Ich hab heute Nachmittag den Flug umgebucht, und dann hat der Typ, mit dem ich verabredet war, mich im Regen stehen lassen«, meinte ich achselzuckend.

»Dann kommen Sie doch mit nach Atlantis und lernen Sie Ihren kleinen Neffen kennen. Ich bin mit dem Wagen da und könnte Sie chauffieren. Alle würden sich sehr freuen, Sie zu sehen.«

»Meinst du?« Ich schüttelte den Kopf. »Das glaube ich nicht.«

»Warum sagen Sie das? Marina und Claudia reden ständig von Ihnen. Sie haben ein Album mit sämtlichen Modeaufnahmen von Ihnen angelegt.«

»Tatsächlich? Wie nett. Vielleicht ein andermal.«

»Sie haben meine Nummer, falls Sie es sich überlegen sollten.«

»Ja.« Ich lächelte. »Die kenn ich auswendig. Wenn ich in der Schule Probleme hatte, wusste ich immer, dass du mich retten würdest.«

»Ich muss jetzt gehen, weil ich morgen sehr früh losfahren möchte.« Christian winkte die Kellnerin herbei, die die Rechnung brachte.

»Wo übernachtetest du?«, fragte ich.

»Im selben Gebäude, in dem Sie seinerzeit gewohnt haben. Das gehört einer Freundin von Marina.«

»Ach. Das war mir nicht klar.« Ich erinnerte mich vage an meine Pariser Vermieterin, eine uralte Dame, in deren Gesicht Absinth und Zigaretten ihre Spuren hinterlassen hatten.

Christian stand auf. »Melden Sie sich doch, falls Sie sich anders entscheiden. Ich breche morgen früh um sieben Uhr auf. Aber jetzt besorge ich Ihnen erst einmal ein Taxi.«

Während wir nebeneinander hergingen, genoss ich es, dass Christian mindestens genauso groß wie ich und sichtlich durchtrainiert war. Unter seinem weißen Hemd zeichneten sich die Muskeln ab. Er winkte ein Taxi herbei, und ich kam mir ein wenig vor wie damals, wenn er mich zur Schule brachte und ich ihm nachsah, wie er wieder wegfuhr. Oft hätte ich mir gewünscht, bei ihm im Wagen zu sitzen.

»In welchem Hotel sind Sie untergebracht, Elektra?«

»Im Ritz«, antwortete ich, während ich auf den Rücksitz des Taxis schlüpfte.

»War schön, Sie zu sehen. Passen Sie auf sich auf, ja?«

»Ja«, rief ich durchs offene Fenster hinaus.

Als ich eine halbe Stunde später aufs Bett sank, wurde mir bewusst, dass ich seit dem Nachmittag mit Maxime keine einzige Line mehr gesnieft hatte. Was für ein tolles Gefühl!

* * *

Zu meiner Verärgerung wachte ich am folgenden Morgen um fünf Uhr auf, und obwohl ich eine Schlaftablette schluckte, weigerten sich meine Gedanken, Ruhe zu geben. Ich grübelte über das bevorstehende triste Wochenende in Paris nach und scrollte auf meinem Handy die Kontakte nach Gespielen für die kommenden

Stunden durch. Nach einer Weile merkte ich, dass es letztlich niemanden gab, den ich treffen wollte, weil ich bei allen das Supermodel Elektra geben musste, und genau davon brauchte ich eine Pause.

Aber allein will ich auch nicht sein ..., dachte ich, während ich beobachtete, wie die Zeiger des Weckers auf dem Nachtkästchen sich quälend langsam in Richtung sechs bewegten.

Plötzlich fielen mir Ma und Claudia in Atlantis ein, wie ich dort nach Herzenslust in meiner alten Jogginghose, die ich in der untersten Schublade meines Zimmers aufbewahrte, in Haus und Garten herumstreifen würde, ohne mich verstellen zu müssen ...

Bevor ich es mir anders überlegen konnte, wählte ich Christians Handynummer.

»Guten Morgen, Elektra.«

»Hi, Christian. Nun würde ich tatsächlich gern mit dir nach Atlantis fahren.«

»Wie schön! Marina und Claudia wird das sehr freuen. Soll ich Sie in einer Stunde vom Ritz abholen?«

»Ja. Danke.«

Anschließend schickte ich Mariam eine SMS.

Bist du wach?

Ja. Was brauchst du?

Ruf mich an.

Sobald ich sie an der Strippe hatte, erklärte ich ihr, dass ich nun nicht von Paris, sondern von Genf in die Staaten zurückfliegen wolle.

»Kein Problem, Elektra. Soll ich ein Hotelzimmer für dich reservieren?«

»Nein, ich fahre nach Hause zu meiner Familie.«

»Wunderbar!«, rief sie begeistert aus. »Ich melde mich bei dir, sobald ich die Bestätigung habe.«

»Und du, Mariam?« Ich ließ sie hängen, das wurde mir unvermittelt klar. »Kommst du allein in Paris zurecht? Du darfst gern über meine Kreditkarte einen Heimflug buchen.«

»Nein, Elektra, ich fühle mich hier wohl. Wenn du nichts dagegen hast, treffe ich mich heute Nachmittag mit Bardin. Wir sehen uns dann morgen Abend am Genfer Flughafen.«

Ich sniefte eine Line aus dem Tütchen von Maxime und stopfte meine Sachen in den Koffer und die Reisetasche, bevor ich mir eine Auswahl französischer Gebäcksorten sowie zum Ausgleich für die vielen Kohlenhydrate etwas Obst bestellte. Nach dem Frühstück ließ ich den Pagen fürs Gepäck kommen. Dann setzte ich meine große dunkle Sonnenbrille auf (CeCe hatte einmal bemerkt, damit erinnere ich sie an eine überdimensionale Schmeißfliege) und folgte meinem Gepäck hinaus zu Christian in der bequemen Mercedes-Limousine. Als er mich begrüßte und mir die hintere Tür aufhielt, schüttelte ich den Kopf.

»Wenn's dir nichts ausmacht, würde ich lieber vorn sitzen.«

»Gern.« Christian ging zur Beifahrertür, um sie für mich zu öffnen.

Im Innern des Wagens stieg mir der vertraute Geruch von Leder und Air Freshener sowie der unverkennbare Zitrusduft von Pa in die Nase. In all den Jahren, die ich in Autos der Familie chauffiert wurde, veränderte sich dieser Geruch nie, obwohl Pa nun nicht mehr bei uns war. Ich assoziierte Heimat und Sicherheit damit, und wenn es möglich gewesen wäre, ihn in einem Fläschchen einzufangen, hätte ich es getan.

»Haben Sie alles, was Sie brauchen?«, erkundigte sich Christian und ließ den Motor an.

»Ja, danke.«

»Die Fahrt dauert für gewöhnlich um die fünf Stunden«, erklärte Christian, während wir uns vom Ritz entfernten.

»Hast du Ma informiert, dass ich komme?«

»Ja. Sie wollte wissen, ob Sie wieder alles essen.«

»Ich ...«

Bei meinem letzten Aufenthalt zu Hause hatte ich eine Entgiftungskur gemacht und literweise grünen Tee getrunken, weil ich mit Mitch zusammen war, der grundsätzlich keinerlei schädliche

Substanzen zu sich nahm. Allerdings hatte ich eine Flasche Wodka dabeigehabt, falls ich schwach würde. Was tatsächlich passierte, denn dies war das erste Mal Atlantis ohne Pa – eine Totenwache ohne Beisetzung.

»Alles in Ordnung, Elektra?«

»Ja, danke. Christian?«

»Ja?«

»Hast du Pa zu vielen verschiedenen Orten chauffiert?«

»Nein, eigentlich nicht. Meistens nach Genf, wo er an Bord seines Privatjets gegangen ist.«

»Wusstest du jemals, wohin er wollte?«

»Manchmal ja.«

»Und wohin war er unterwegs?«

»Er hatte viele Ziele auf der ganzen Welt.«

»Hattest du eine Ahnung, was er machte?«

»Nicht die geringste. Er war sehr verschwiegen.«

»Allerdings«, pflichtete ich ihm seufzend bei. »Findest du es nicht merkwürdig, dass niemand von uns über seine Aktivitäten im Bilde war? Die meisten Kinder können sagen, ihr Dad habe einen Laden oder sei Anwalt. Ich konnte das nicht.«

Christian hielt den Blick schweigend auf die Straße gerichtet. Da er derjenige war, der die Familie sowohl mit dem Auto als auch mit dem Boot chauffierte, ahnte er bestimmt mehr, als er zugab.

»Weißt du was?«

»Erst wenn Sie es mir verraten, Elektra.« Christian verzog den Mund zu einem verhaltenen Lächeln.

»Als ich damals Probleme in der Schule hatte und du mich abgeholt hast, warst du mit dem Wagen mein Safe Place.«

»Was soll ich mir darunter vorstellen?«

»So nennt man in der Psychotherapie einen Ort, an den man sich ohne Angst zurückziehen kann. Ich habe oft davon geträumt, dass du auftauchst und mich abholst.«

»Ich fühle mich geehrt.« Christians Lächeln wurde breiter.

»Hast du dich für den Job bei Pa einfach so beworben?«, fragte ich.

»Ihr Vater kannte mich von Kindesbeinen an. Ich kam ... aus der Gegend, und er hat mir und meiner Mutter sehr geholfen.«

»Er war also so etwas wie eine Vaterfigur für dich?«

»Ja«, antwortete Christian nach kurzem Zögern. »Das war er.«

»Dann bist du vielleicht die mysteriöse siebte Schwester!«, rief ich aus.

»Ihr Vater war ein guter Mensch, und dass er nicht mehr unter uns weilt, ist ein herber Verlust für uns alle.«

War Pa tatsächlich ein guter Mensch oder eher ein Kontrollfreak gewesen? Oder beides?, überlegte ich. Als wir die Außenbezirke von Paris erreichten, lehnte ich mich in den Sitz zurück und schloss die Augen.

III

»Elektra, wir sind an der Anlegestelle«, flüsterte mir eine Stimme ins Ohr.

Als ich die Augen aufschlug, blinzelte ich im grellen Licht der Sonne, das sich auf der glasglatten Oberfläche des Genfer Sees spiegelte.

»Ich hab vier Stunden lang tief und fest geschlafen«, stellte ich überrascht fest und stieg aus dem Wagen. »Wie ich schon sagte: Du bist mein Safe Place, bei dir fühle ich mich sicher«, meinte ich grinsend, während er den Kofferraum öffnete. »Ich brauche nur die Reisetasche. Die anderen Sachen kannst du bis morgen drinlassen.«

Christian sperrte den Wagen zu und ging mir voraus zum Ponton, wo das Schnellboot vor Anker lag. Dort half er mir an Bord und bereitete alles für den Start vor. Ich machte es mir unterdessen auf der weichen Lederbank im Heck des Bootes bequem. Wie aufgeregt ich bei der Aussicht, bald in Atlantis einzutreffen, jedes Mal war! Und wie ich auf dem Rückweg für gewöhnlich Erleichterung darüber empfand, wieder wegfahren zu können.

»Vielleicht ist es diesmal anders«, murmelte ich und seufzte, denn auch diesen Gedanken hegte ich jedes Mal.

Christian ließ den Motor an. Für einen Tag Ende März war es ziemlich warm, und ich genoss die Sonne auf meinem Gesicht und den Fahrtwind in meinen Haaren.

Als wir uns der Halbinsel näherten, auf der Atlantis stand, reckte ich den Hals, um das Haus so früh wie möglich zwischen den Bäumen zu erspähen. Es handelte sich um ein wahrhaft spektakuläres Gebäude, das ein bisschen einem Disney-Schloss ähnelte. So

untypisch für Pa, dachte ich. Er hatte nur wenig Kleidung besessen und meines Wissens immer dieselben drei Jacketts getragen, eines aus Leinen im Sommer, eines aus Tweed im Winter und eines aus mir unbekanntem Stoff in den Übergangszeiten. Sein Zimmer war so karg eingerichtet, dass es einem Mönch zur Ehre gereicht hätte. Ingeheim fragte ich mich oft, ob er für ein Vergehen in der Vergangenheit Buße tat.

Ma winkte mir vom Ufer aus aufgeregt zu. Sie war wie stets makellos gekleidet und trug den Bouclé-Rock von Chanel, den ich aus einer Musterkollektion gemopst hatte, weil ich wusste, dass er ihr gefallen würde.

»Elektra! *Chérie*, was für eine schöne Überraschung!«, begrüßte sie mich wenig später und stellte sich auf die Zehenspitzen, während ich mich zu ihr herabbeugte, damit sie mich auf beide Wangen küssen und mich umarmen konnte. Dann trat sie einen Schritt zurück, um mich zu mustern. »Du bist wunderschön wie immer, aber schrecklich schmal. Claudia hat alles für die Blaubeerpfannkuchen vorbereitet, die du so gern magst. Weißt du, dass Ally mit ihrem Kleinen da ist?«

»Ja, von Christian. Ich bin schon sehr gespannt auf meinen Neffen«, sagte ich und folgte ihr durch die Gärten vor dem Haus hinunter zum See. Der Geruch des Grases und der gerade erblühten Pflanzen wirkte herrlich frisch verglichen mit dem Gestank der New Yorker Straßen. Ich sog die reine Luft tief ein.

»Komm mit in die Küche«, forderte Ma mich auf. »Claudia ist gerade dabei, den Brunch zuzubereiten.«

Da nahte Christian mit meiner Reisetasche und stellte sie auf der untersten Stufe ab.

»Danke, dass du mich hergebracht hast. Ich bin froh, da zu sein.«

»Gern geschehen, Elektra. Wann müssen wir morgen zum Flughafen losfahren?«

»Gegen zehn Uhr abends. Meine Assistentin hat den Jet für Mitternacht gebucht.«

»Gut. Sagen Sie bitte Marina Bescheid, falls sich etwas ändern sollte, damit sie mich informieren kann.«

»Ja. Schönes Wochenende.«

»Gleichfalls.« Er nickte mir zu und entfernte sich.

»Elektra!«

Ally kam mit ausgebreiteten Armen aus der Küche auf mich zu.

»Hallo, junge Mutter. Gratuliere.«

»Danke. Ich kann's immer noch kaum glauben.«

Ein wenig neidisch stellte ich fest, dass sie fantastisch aussah. Ihr sonst so kantiges Gesicht war durch die Schwangerschaftspfunde weicher geworden, und ihre leuchtend rotgoldenen Haare umrahmten ihre Porzellanhaut wie ein Heiligenschein.

»Du schaust toll aus«, bemerkte ich.

»Nein. Ich habe acht Kilo zugenommen, die ich nicht mehr runterkriege, und schlafe jede Nacht nur zwei Stunden. In meinem Bett liegt ein sehr hungriger kleiner Mann«, meinte sie lachend.

»Wo ist er?«

»Er holt den Schlaf der letzten Nacht nach.« Ally hob gespielt frustriert eine Augenbraue, doch ich glaubte, sie nie glücklicher erlebt zu haben. »Immerhin gibt uns das Gelegenheit, uns ungestört zu unterhalten«, sagte sie, während wir in die Küche schlenderten. »Heute erst ist mir bewusst geworden, dass ich dich seit letztem Juni, als wir alle nach Pas Tod hier waren, nicht mehr gesehen habe.«

»Stimmt. Ich hatte ziemlich viel zu tun.«

»Über Artikel in der Presse versuche ich mitzuverfolgen, wie dein Leben verläuft, aber ...«

»Hallo, Elektra«, begrüßte mich Claudia auf Französisch mit starkem deutschem Akzent. »Wie geht es dir?« Sie war gerade dabei, die Pfannkuchenmischung brutzelnd in eine Bratpfanne zu gießen.

»Gut, danke.«

»Setz dich und erzähl, was seit unserem letzten Treffen geschehen ist.« Ally deutete auf einen Stuhl an dem langen Tisch.

»Ja, doch vorher möchte ich mich kurz oben frisch machen.« Fast panisch verließ ich die Küche, weil ich wusste, wie gern Ally uns Schwestern ausfragte. Und ich war mir nicht sicher, ob ich das in meinem derzeitigen Zustand ertragen würde.

Ich stieg mit der Reisetasche die Stufen zum Speicher hinauf – eigentlich kein richtiger Speicher, sondern ein geräumiges Stockwerk, in dem sich die Zimmer von uns Mädchen befanden – und öffnete die Tür zu dem meinen. Es sah alles noch genauso aus wie zu der Zeit, als ich im Teenageralter nach Paris gegangen war. Ich betrachtete die Wände, die cremefarben waren wie eh und je, und sank aufs Bett. Verglichen mit den Zimmern meiner Schwestern, in denen die Wände die Persönlichkeiten der Bewohnerinnen widerspiegelten, war das meine nichtssagend. Darin befand sich nicht der geringste Hinweis auf die Person, die die ersten sechzehn Jahre ihres Lebens hier verbracht hatte. Keine Poster von Models, Pop- oder Ballettstars oder Sportlern ... nichts, was verraten hätte, was für ein Mensch ich war.

Ich griff in meine Reisetasche, nahm die Flasche Wodka heraus, die ich in meine Kaschmirjogginghose gewickelt hatte, und trank einen großen Schluck. Dieses Zimmer schien alles auszudrücken, was es über mich zu sagen gab: dass ich eine leere Hülle war, gänzlich ohne Leidenschaft, damals wie heute. *Und*, dachte ich, während ich die Flasche zurück in ihr Kaschmirnest legte und das Tütchen aus der Vordertasche holte, um mir eine Line zu genehmigen, *ich habe damals nicht gewusst, wer ich bin, und weiß es nach wie vor nicht.*

* * *

Der Wodka beruhigte mich, das Koks munterte mich auf. Als Ma, Ally und ich uns unten an den Tisch setzten, um Claudias fantastischen Brunch zu genießen, ergötzte ich sie mit Geschichten von den glamourösen Partys, die ich besucht und den berühmten Leuten, die ich kennengelernt hatte – harmloser Insidertratsch.

»Was ist mit dir und Mitch? Irgendwo habe ich gelesen, dass ihr euch getrennt habt. Stimmt das?«

Auf diese Frage hatte ich gewartet. Ally war bekannt dafür, schnell auf den Punkt zu kommen.

»Ja, vor ein paar Monaten.«

»Was ist passiert?«

»Ach, weißt du ...« Ich zuckte mit den Achseln und hätte mir ein wenig Bourbon in dem heißen, starken Kaffee gewünscht. »Er hat seinen Lebensmittelpunkt in L.A., ich bin in New York, und wir sind beide ständig auf Achse ...«

»Er war also nicht ›der eine‹?«, hakte Ally nach.

Da ertönte ein Kreischen, und ich drehte mich in die Richtung, aus der es kam.

»Das Babyfon. Bär ist aufgewacht.« Ally seufzte.

»Ich kümmere mich um ihn«, erbot sich Ma, doch Ally war bereits aufgesprungen und drückte Ma sanft auf ihren Stuhl zurück.

»Du bist seit fünf Uhr morgens auf den Beinen, Ma. Jetzt bin ich dran.«

Obwohl ich meinen kleinen Neffen noch gar nicht persönlich kannte, mochte ich ihn bereits, weil er mich vor Ally, der Großinquisitorin, bewahrt hatte.

»Wie ist deine neue Wohnung?«, erkundigte sich Ma, um einen Themenwechsel bemüht. Wenn Taktgefühl eine physische Form hätte, würde es wohl wie meine Ersatzmutter aussehen.

»Ganz okay«, antwortete ich, »doch der Mietvertrag läuft bloß ein Jahr. Ich werde mir bald was Neues suchen müssen.«

»Du bist viel unterwegs; wahrscheinlich hältst du dich sowieso nicht oft dort auf.«

»Nein, aber immerhin ist in dem Apartment Platz für meine Klamotten. Schau mal, wer da kommt!«

Ally näherte sich dem Tisch mit einem Baby auf dem Arm, das mit seinen riesigen braunen Augen fragend in die Welt blickte. Die roten Haare des Kleinen begannen bereits, sich zu locken.

»Das ist Bär«, stellte Ally ihn mir stolz vor. Der Stolz war meiner

Ansicht nach berechtigt, denn jede Frau, die genug Mumm besaß, ein Kind zur Welt zu bringen, war für mich eine Heldin.

»Mein Gott, ist der süß! Wie alt ist er?«, erkundigte ich mich.

Ally setzte ihn auf ihren Schoß. »Sieben Wochen.«

»Wow, der Bursche ist ganz schön groß!«

»Ja, er hat einen gesunden Appetit.« Ally öffnete ihre Bluse und legte ihren Sohn an. Als er laut zu saugen begann, verzog ich das Gesicht.

»Tut das nicht weh?«

»Anfangs schon, aber inzwischen sind wir ein eingespieltes Team, nicht wahr, mein Kleiner?« Sie betrachtete Bär so, wie ich vermutlich Mitch hin und wieder angesehen hatte. Voller Liebe.

»Ich denke, wir lassen euch Mädchen jetzt allein, damit ihr euch ungestört unterhalten könnt. Bis später«, sagte Claudia, sobald sie mit dem Aufräumen fertig war, und folgte Ma aus der Küche.

»Die Sache mit Bärs Vater tut mir sehr leid, Ally.«

»Danke, Elektra.«

»Hat er ... hat der Vater ...«

»Sein Name war Theo.«

»Wusste Theo von Bär?«

»Nein, ich habe die Schwangerschaft selbst erst einige Wochen nach seinem Tod bemerkt. Damals dachte ich, meine Welt stürzt ein, doch jetzt ...« Ally lächelte zufrieden. »Jetzt würde ich nicht mehr ohne ihn sein wollen.«

»Hast du jemals mit dem Gedanken gespielt ...?«

»Abzutreiben? Ja, allerdings nur kurz. Ich hatte meine Karriere als Seglerin, Bärs Vater war tot, und zu dem Zeitpunkt wusste ich nicht einmal, wo ich unterkommen würde. Trotzdem hätte ich es nicht geschafft, den Kleinen abtreiben zu lassen. Ich erachte Bär als Geschenk. Manchmal, wenn ich ihn mitten in der Nacht stille, meine ich, Theos Gegenwart zu spüren.«

»Du meinst seinen Geist?«

»Ja.«

»Hätte nicht gedacht, dass du an so was glaubst.«

»Ich auch nicht, aber in der Nacht vor Bärs Geburt ist etwas wirklich Bemerkenswertes geschehen.«

»Und zwar?«

»Ich bin nach Spanien geflogen, um nach Tiggy zu suchen, bei der gerade eine Herzerkrankung festgestellt worden war und die sich ungeachtet dessen auf den Weg gemacht hatte, ihre leibliche Familie aufzuspiiren. Sie hat mir etwas gesagt, das nur Theo wissen konnte.«

Ally hob ihre blasse Hand zu der Kette um ihren Hals.

»Was?«

»Theo hat mir das hier gekauft.« Ally zeigte auf das winzige türkisfarbene Auge an dem Kettchen. »Die Kette war ein paar Wochen zuvor gerissen, und Tiggy meinte, Theo wolle wissen, warum ich sie nicht trage. Dann hat sie hinzugefügt, ihm gefalle der Name Bär, und weißt du was, Elektra? Der hatte ihm tatsächlich gefallen!«

Allys Augen wurden feucht.

»Früher hätte ich spöttisch über solche Dinge gelacht, doch mittlerweile bin ich von meinem Zynismus geheilt. Mir ist klar, dass Theo über uns wacht.« Sie zuckte verlegen die Achseln.

»So einen Glauben würde ich mir auch wünschen. Leider glaube ich an kaum etwas. Wie geht es Tiggy's Herz inzwischen?«

»Offenbar deutlich besser. Sie lebt in den schottischen Highlands glücklich mit dem Arzt zusammen, der sich während ihrer Krankheit um sie gekümmert hat. Er ist der Eigentümer des Anwesens, auf dem sie arbeitet.«

»Dann könnten also bald die Hochzeitsglocken läuten?«

»Das bezweifle ich. Charlie ist offiziell noch verheiratet und scheint nach allem, was Tiggy mir erzählt hat, eine ziemlich schmutzige Scheidung durchzumachen.«

»Und unsere anderen Schwestern?«

»Maia ist nach wie vor mit ihrem Floriano und dessen Tochter in Brasilien, Star hilft im englischen Kent ihrem Freund, ei-

nem Mann mit dem seltsamen Namen ›Maus‹, sein Haus zu renovieren, und CeCe lebt mit ihrem Großvater und ihrer Freundin Chrissie im Outback. Ich habe Fotos von ihren Bildern gesehen – sie sind großartig. Was für eine Begabung!«

»Dann haben sämtliche Schwestern ein neues Leben begonnen?«, fragte ich.

»So scheint es.«

»Und alle, indem sie nach ihrer Vergangenheit forschten?«

»Ja. Genau wie ich. In einer Mail hab ich dir von meinem Zwilingsbruder berichtet, oder?«

»Äh ...«

»Doch, Elektra. Und ich habe einen leiblichen Vater, der ein begnadeter Musiker, aber leider auch ein hoffnungsloser Alkoholiker ist.« Ally legte ihr Baby an die andere Brust. Dann hob sie den Blick. »Ist seltsam in Atlantis, so ohne Pa, nicht?«

»Ja, schon irgendwie.«

»Mir ist etwas Merkwürdiges aufgefallen.«

»Was?«, fragte ich, nicht sonderlich interessiert.

»Ich war in Pas Zimmer. Da gab's doch immer diese Zeichnung von einer jungen Frau gegenüber von seinem Bett ... erinnerst du dich?«

»Äh, nein.«

»Die ist verschwunden. Ich hab Ma und Claudia gefragt, ob sie sie weggetan haben, und sie sagen Nein.«

»Aha.«

»Seltsam, nicht? Aber nun zu dir: Hast du Pas Brief gelesen?«

»Nein. Offen gestanden, hab ich ihn nicht mal aufgemacht und weiß auch gar nicht, wo er ist. Könnte gut sein, dass ich ihn verloren habe.«

»Elektra!« Ally bedachte mich mit einem missbilligenden Blick. »Das ist doch wohl nicht dein Ernst.«

»Hey, irgendwo muss er sein. Ich hab mir bloß noch nicht die Mühe gemacht, danach zu suchen.«

»Du willst nicht wissen, woher du kommst?«

»Nein, ich sehe keinen Sinn darin. Ist das denn wichtig? Ich bin, wer ich bin.«

»Mir hat es jedenfalls geholfen. Selbst wenn du dem, was in dem Brief steht, nicht nachgehen möchtest: Er ist Pas letztes Geschenk an uns.«

»Herrgott!« Nun reichte es mir. »Du und die anderen Schwestern, ihr redet von Pa wie von einem verdammten Gott! Er war bloß ein Mann, der uns alle adoptiert hat – aus irgendeinem seltsamen Grund, den keine von uns kennt!«

»Bitte schrei nicht, Elektra, du erschreckst den Kleinen. Tut mir wirklich leid, wenn ich ...«

»Ich geh eine Runde spazieren.«

Ich erhob mich, marschierte zur Haustür, trat hinaus und knallte sie hinter mir zu. Draußen überquerte ich den Rasen in Richtung Anlegestelle. Dabei wünschte ich mir wie jedes Mal nach wenigen Stunden in Atlantis, nicht hergekommen zu sein.

»Was haben meine Schwestern nur mit Pa? Er ist nicht mal unser leiblicher Vater!«

Ich setzte mich auf den Steg, ließ die Füße baumeln und versuchte, tief durchzuatmen. Es funktionierte nicht. Vielleicht würde mir Koks helfen. Ich stand auf und kehrte zum Haus zurück, schlich hinein und die Treppe hinauf, sodass mich niemand hörte. Oben sperrte ich die Tür zu meinem Zimmer hinter mir zu und holte das Tütchen hervor.

Einige Minuten später fühlte ich mich bedeutend ruhiger. Ich legte mich aufs Bett und dachte an meine Schwestern. Lustigerweise erschienen sie mir wie Disney-Prinzessinnen. So nervten sie mich kein bisschen, ich liebte sie sogar – nur nicht CeCe, denn die war die Hexe aus *Schneewittchen*. Ganz schön gemein, befand ich kichernd. Nach allgemeiner Ansicht konnte man sich seine Familie nicht aussuchen, nur seine Freunde, doch Pa hatte uns ausgewählt, und so waren wir nun einmal aneinander gebunden. Möglicherweise vertrugen CeCe und ich uns deshalb nicht, weil sie sich nicht so viel von mir gefallen ließ. Außerdem konnte sie

lauter schreien als ich. Die anderen taten alles um des lieben Friedens willen, mir war der egal. Ein bisschen ähnelten CeCe und ich uns wohl ...

Meine vier älteren Schwestern nahmen es vermutlich als gegeben hin, dass sie als Pärchen zueinander gehörten – Ally und Maia, Star und CeCe –, was bedeutete, dass mir Tiggy blieb. Mit ihr bildete ich in der Kindheit ein Tandem, weil wir nur wenige Monate auseinanderlagen. Ich liebte sie wirklich sehr, doch wir hätten nicht unterschiedlicher sein können. Und meine älteren Schwestern machten kein Hehl daraus, dass sie lieber mit Tiggy spielten als mit mir. Tiggy kreischte nicht und führte sich nicht permanent so auf wie ich. Sie saß nur auf irgendeinem Schoß, lutschte am Daumen und schaute lieb. Als wir älter wurden, versuchte ich in meiner Einsamkeit, ein enges Band mit ihr zu knüpfen, aber ihre Esoterikkacke machte mich rasend.

Sobald die Wirkung des Koks nachließ, verwandelten sich meine Schwestern von Disney-Prinzessinnen zurück in ihr eigentliches Ich. Waren sie überhaupt noch wichtig? Nun, ohne Pa, waren wir doch bloß ein Haufen sehr unterschiedlicher junger Frauen, die man als Kinder zusammengewürfelt hatte und die jetzt getrennte Wege gingen. Ich holte einige Male tief Luft und bemühte mich, das zu tun, was alle meine Therapeuten mir geraten hatten, nämlich zu analysieren, warum ich so wütend war. Ausnahmsweise schien ich den Grund zu erkennen: Laut Ally waren meine Schwestern glücklich – sie hatten samt und sonders ein Leben mit Menschen gefunden, die sie liebten. Sogar CeCe, die ich immer für genauso wenig liebenswert wie mich selbst gehalten hatte, war es gelungen, ihre merkwürdige Besessenheit von Star zu überwinden und sich etwas Neues aufzubauen. Sie hatte die Leidenschaft in der Kunst entdeckt.

Ich war wie üblich die Außenseiterin. Seit Pas Tod hatte ich nichts anderes gefunden als einen besseren und zuverlässigeren Dealer. Obwohl von den Schwestern die finanziell weitaus Erfolgreichste – nach Aussage meines Steuerberaters hätte ich sofort

mit dem Arbeiten aufhören können und mir nie wieder Gedanken über Geld machen müssen –, sah ich keinen Sinn im Reichtum, solange ich nicht die geringste Ahnung hatte, was ich damit anfangen sollte.

Es klopfte an meiner Tür.

»Elektra? Bist du da drin?«

Ally.

Ich schloss auf. »Komm rein.«

Sie trat mit Bär auf dem Arm ein.

»Tut mir leid, wenn ich dich aus der Fassung gebracht habe, Elektra.«

»Mach dir darüber keine Gedanken. Nicht du bist schuld, es liegt an mir.«

»Es tut mir trotzdem leid. Ich freue mich so, dich zu sehen. Schön, dass du da bist. Darf ich mich setzen? Der Kleine ist schwer.«

»Klar«, antwortete ich seufzend. Dass Ally mich in meinem Zimmer mit ihren Fragen in die Enge trieb, hatte mir gerade noch gefehlt.

»Ich wollte dir etwas verraten, Elektra. Etwas, von dem Tiggy meint, wir sollten ihm nachgehen.«

»Und zwar?«

»Sie hat, als sie neulich hier war, einen Keller gefunden, zu dem ein geheimer Aufzug führt.«

»Aha. Und?«

»Offenbar handelt es sich um einen Weinkeller. Hinter einem der Regale hat sie eine Tür entdeckt. Vielleicht sollten wir nachsehen, wohin die führt.«

»Warum fragen wir nicht einfach Ma?«

»Tiggy hat das Gefühl, dass sie nicht darüber reden will.«

»Herrgott, Ally! Das ist *unser* Haus, und Ma arbeitet für uns! Hier können wir fragen und tun, was wir wollen.«

»Ma ist schon ziemlich lange in Atlantis – sie führt den Haushalt mit Claudia und hat uns aufgezogen. Ich möchte nicht, dass

sie meint, wir würden ihr auf die Zehen treten, jetzt, wo alles ... anders ist.«

»Wir sollen also nachts mit dem Aufzug nach unten fahren und nachschauen, wohin diese mysteriöse Tür führt?« Ich hob eine Augenbraue. »Warum diese beschissene Heimlichtuerei, wenn wir einfach Ma fragen könnten?«

»Nun explodier nicht gleich wieder, Elektra. Dieser Aufzug und der Keller existieren nun mal. Pa hat beides sicher nicht grundlos einbauen lassen. Egal, was du über ihn denkst: Er war ein praktischer Mensch. Mich hält Bär nachts sowieso wach. Ich werde mir die Sache ansehen. Möchtest du mich begleiten? Tiggy sagt, um das Regal vor der Geheimtür zu verschieben, sind zwei Leute nötig. Sie hat mir verraten, wo der Schlüssel ist. Könntest du Bär kurz halten? Ich muss aufs Klo.« Ally stand auf und setzte mir Bär auf den Schoß. Damit er nicht nach hinten kippte, packte ich ihn mit beiden Händen. Er revanchierte sich mit einem lauten Rülpsen.

»Toll!«, rief Ally von der Tür aus. »Ich mühe mich seit einer Stunde ab, ihm ein Bäuerchen zu entlocken!«

Mit diesen Worten verschwand sie, und Bär und ich blieben allein zurück.

Wir sahen einander an.

»Hi«, sagte ich in der Hoffnung, dass er mich nicht anpinkeln würde. Ich hatte noch nie zuvor ein Baby auf dem Schoß gehalten.

Obwohl er Schluckauf bekam, schaute er mich weiter unverwandt an.

»Was denkst du, Kleiner? Fragst du dich, warum ich, deine Tante, so eine andere Hautfarbe als deine Mama habe? Du kennst ihn nicht persönlich, aber du hattest einen ziemlich merkwürdigen Großvater«, fuhr ich fort, weil ihm meine Stimme zu gefallen schien. »Er war super, echt klug und so, hat aber, glaube ich, viel vor uns geheim gehalten.«

Plötzlich erschlaffte sein kleiner Körper, und als Ally zurückkehrte, schlief Bär tief und fest.

»Wow, was für eine Gabe«, bemerkte Ally schmunzelnd. »Ich muss ihn stundenlang auf- und abwippen, bis ihm endlich die Augen zufallen.«

»Wahrscheinlich hab ich ihn gelangweilt«, meinte ich achselzuckend.

Ally nahm ihn mir vorsichtig ab. »Ich lege ihn in sein Bettchen und ruhe mich aus, solange er mich lässt«, flüsterte sie. »Bis später.«

* * *

Vor dem Abendessen trank ich vorsorglich genug Wodka, um ruhig bleiben zu können, und in der Speisekammer schenkte ich mir ein weiteres großes Glas ein. Zum Glück drehte sich das Gespräch hauptsächlich um Claudias phänomenale Kochkünste (es gab ihr famoses Schnitzel, das ich bis auf den letzten Bissen verputzte) und um die Pläne für unsere Reise nach Griechenland, wo wir am Jahrestag von Pas Tod einen Kranz ins Wasser werfen wollten.

»Ich finde, wir Schwestern sollten die eigentliche Fahrt mit der Jacht allein machen, auch wenn Maia bereits eine Woche zuvor mit Floriano, auf den ich sehr gespannt bin, und seiner Tochter Valentina eintrifft«, erklärte Ally. »Star, Maus und sein Sohn Rory wollen ebenfalls kommen, genau wie Tiggy, ihr Freund Charlie und seine Tochter Zara ...«

»Wow!«, rief ich aus. »Maia, Star und Tiggy sind also so etwas wie Ersatzmütter für die Kinder ihrer Partner?«

»Ja.«

»Und ich als eure Ersatzmutter weiß, dass meine Mädchen die Kinder in ihrer Obhut lieben werden, selbst wenn sie nicht ihr eigenes Fleisch und Blut sind«, bemerkte Ma.

»Möchte CeCe auch herfliegen?«

»Das hat sie zumindest gesagt. Sie hofft, dass ihr Großvater und ihre Freundin Chrissie sie begleiten.«

»Ihre ›Freundin‹ Chrissie?«

Ma und Ally schauten mich entsetzt an. Warum nur war ich

die Einzige in der Familie, die nicht lange um den heißen Brei herumredete?

»Die beiden sind ein Paar, oder?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete Ally. »Aber sie klingt glücklich, und das ist das Wichtigste.«

»War nicht immer klar, dass CeCe lesbisch ist? Dass sie Star liebt?«

»Elektra, es steht uns nicht zu, in anderer Leute Leben herum-zuschnüffeln«, fiel Ma mir ins Wort.

»CeCe gehört doch nicht zu den ›anderen Leuten‹. Außerdem seh ich sowieso kein Problem. Ich freu mich für sie, wenn sie einen Menschen hat, aus dem sie sich etwas macht.«

»Es wird ein bisschen eng werden«, gab Ma zu bedenken.

»Da alle außer mir eine Familie gefunden zu haben scheinen und nur ich allein bin, sollte ich angesichts des Platzmangels vielleicht nicht kommen.«

»Elektra, bitte! Du musst kommen, du hast's versprochen!« Ally wirkte aufrichtig betrübt.

»Ich könnte ja in dem geheimen Keller schlafen, den Tiggy bei ihrem letzten Aufenthalt hier entdeckt hat«, schlug ich vor.

Ich war zu betrunken, um mich weiter um Allys vorwurfsvollen Blick zu scheren.

»Ach, der Keller«, seufzte Ma. »Über den habe ich mit Tiggy geredet. Er ist nicht geheim. Sobald wir Claudias wunderbaren Apfelstrudel gegessen haben, zeige ich ihn euch.«

»Siehst du!«, signalisierte ich Ally, die verärgert die Augenbrauen hob.

Als wir mit dem Nachttisch fertig waren, stand Ma auf und nahm einen Schlüssel aus einem Kästchen an der Wand.

»Wollen wir runtergehen?«

Ohne eine Antwort abzuwarten, verließ sie die Küche. Ally und ich folgten ihr. Im Flur betätigte Ma einen Messinggriff und ließ eine Mahagoniverkleidung zurückgleiten, hinter der sich ein winziger Aufzug verbarg.

»Warum wurde der eingebaut?«, erkundigte ich mich.

»Wie ich Tiggy bereits erklärt habe, wollte euer Vater im hohen Alter leichten Zugang zu allen Teilen des Hauses.« Ma öffnete die Tür, und wir quetschten uns zu dritt in den Lift. Als sie auf einen Messingknopf drückte und die Tür sich hinter uns schloss, holte ich einige Male tief Luft, um meine Klaustrophobie zu bekämpfen.

»Das kann ich nachvollziehen, doch warum hat er so ein Geheimnis darum gemacht?«, fragte ich, sobald der Aufzug sich in Bewegung setzte.

»Elektra, halt den Mund, ja?«, herrschte mich Ally an. »Bestimmt erklärt Ma uns gleich alles.«

Bis wir ruckelnd unten ankamen, dauerte es etwa vier Sekunden. Nachdem die Tür sich geöffnet hatte, betraten wir einen einfachen Keller, in dem tatsächlich an sämtlichen Wänden Weinregale standen.

»Das ist er.« Ma breitete die Arme aus. »Der Weinkeller eures Vaters.« Sie wandte sich lächelnd mir zu. »Tut mir leid, Elektra, dass ich dir kein richtiges Geheimnis bieten kann.«

»Aber ...«

Ally gab mir hinter Mas Rücken ein Signal, das nicht einmal ich ignorieren konnte.

»Sehr hübsch.« Ich schlenderte zwischen den Regalen herum und holte eine Flasche heraus. »Wow, ein Château Margaux von 1957. Der kostet in New Yorker Toprestaurants zweitausend Dollar. Schade, dass ich eher Wodka trinke.« Ich zuckte die Schultern.

»Können wir wieder rauffahren? Ich muss nach Bär sehen«, meinte Ally und warf mir erneut einen warnenden Blick zu.

»Gleich.« Ich inspizierte weiter die Regale, zog hie und da eine Flasche heraus und tat so, als würde ich das Etikett studieren, während ich nach der verborgenen Tür Ausschau hielt, von der Ally geredet hatte. Schließlich entdeckte ich, als ich einen 1972er Mouton-Rothschild begutachtete, auf der rechten Seite

des Raums die undeutlichen Umriss einer Öffnung hinter den Stellagen. »Gut.« Ich kehrte zu den beiden zurück. »Gehen wir.«

Beim Aufzug fiel mir auf, dass dieser sich in einer massiven Stahlverkleidung befand.

»Wofür ist die denn, Ma?«, erkundigte ich mich.

»Wenn man auf diesen Knopf drückt«, Ma deutete auf die eine Seite der Verkleidung, »schließen sich die Türen vor dem Lift.«

»Wären wir dann hier unten eingesperrt?« Panik stieg in mir auf.

»Nein, natürlich nicht, Elektra, doch vom Aufzug aus könnte niemand mehr in den Keller eindringen. Der ist so eine Art Bunker«, erklärte sie in dem winzigen Lift. »Solche Tresorräume oder Stahlkammern sind nichts Ungewöhnliches in Häusern von wohlhabenden Familien, die abgelegen wohnen. Wenn Atlantis – was Gott verhüten möge – von Einbrechern oder schlimmerem Gesindel heimgesucht würde, könnten wir uns hier verbarrikadieren und Hilfe holen. Ja, *chérie* ...«, Ma bedachte mich mit einem schmallippigen Lächeln, während wir nach oben fuhren, »... dort unten haben wir WLAN. Wenn ihr mich entschuldigen würdet«, sagte sie, als wir ausstiegen und in die Küche zurückkehrten, wo sie den Schlüssel wieder in das Kästchen hängte, »ich bin müde und muss ins Bett.«

»Daran ist Bär schuld – du bist seit fünf Uhr auf, Ma. Morgen früh kümmerge ich mich um ihn.«

»Nein, Ally. Wenn ich jetzt schlafen kann, bin ich morgen fit. Ich wache sowieso immer zeitig auf. Gute Nacht.« Sie nickte uns zu und verließ die Küche.

»Ich geh rauf und schaue nach Bär.« Ally wollte Ma folgen, aber ich tippte ihr auf die Schulter.

»Warum fährst du nicht mit dem Aufzug?« Ich nahm den Schlüssel aus dem Kästchen und hielt ihn ihr hin. »Mit dem kommt man bis ins Obergeschoss. Den Knopf dafür hab ich im Lift gesehen.«

»Danke, ich schaffe es auch so.«

»Wie du meinst.« Ich zuckte mit den Achseln. Wenig später schenkte ich mir einen weiteren Wodka ein, schlenderte zu Pas Arbeitszimmer und öffnete die Tür. Der Raum wirkte wie ein Museum; er fühlte sich an, als wäre Pa nur kurz hinausgegangen und würde gleich wiederkommen. Sein Stift und sein Notizblock lagen mitten auf dem Schreibtisch, und wie immer herrschte peinliche Ordnung – anders als bei seiner jüngsten Tochter. Ich setzte mich in seinen alten Kapitänssessel aus Leder und ließ den Blick über das Bücherregal wandern. Kurz darauf stand ich auf und zog das große Oxford English Dictionary heraus, das ich als Kind so oft benutzt hatte. Eines Tages hatte ich Pa im Arbeitszimmer überrascht, wie er ein Kreuzworträtsel aus einer englischen Zeitung löste.

»Hallo, Elektra«, hatte er mich lächelnd begrüßt. »Ich kämpfe gerade mit einem Begriff.«

Ich hatte die Angabe gelesen. »*Sie schließen sich zum Schlafen (10).*«

»Vielleicht die Augenlider?«

»Ja, genau! Kluges Mädchen!«

Von da an hatte er mich in den Schulferien und wenn er zu Hause war, oft in sein Arbeitszimmer gerufen, um gemeinsam Kreuzworträtsel zu lösen. Das fand ich beruhigend – noch immer nahm ich mir in Abflughallen deswegen gern eine Zeitung. Mithilfe der Rätsel hatte ich mir einen soliden englischen Wortschatz erworben, mit dem ich Journalisten, die mich für strohdumm hielten, bei Interviews überraschte.

Ich stellte das Wörterbuch zurück. Beim Verlassen des Raums blieb ich wie angewurzelt stehen, weil mir der unverkennbare Geruch von Pas Eau de Cologne in die Nase stieg. Diesen frischen Zitrusduft würde ich überall erkennen. Ein Schauer überlief mich, als mir einfiel, wie Ally gesagt hatte, sie habe oft das Gefühl, Theo sei bei ihr ...

Ich hastete aus dem Zimmer und schlug die Tür hinter mir zu. In der Küche traf ich Ally an, die mit Fläschchen hantierte.

»Was macht die Milch in dem Glas?«, fragte ich sie. »Ich dachte, du stillst Bär.«

»Das tue ich. Die Milch habe ich abgepumpt, damit Ma Bär füttern kann, wenn er morgen früh aufwacht.«

»Igitt.« Wieder schauderte mich. »Wenn ich jemals ein Kind haben sollte, was ich bezweifle, könnte ich mich dazu nicht überwinden.«

»Sag niemals nie«, meinte Ally lachend. »Übrigens habe ich vor ein paar Wochen in einer Zeitschrift ein Foto von dir mit Zed Eszu gesehen. Seid ihr ein Paar?«

»Gütiger Himmel, nein.« Ich griff in die Keksdose und nahm ein Stück Shortbread heraus. »Wir gehen manchmal in New York zusammen aus. Oder gönnen uns zu Hause ein bisschen Spaß.«

»Du meinst, du schläfst mit Zed Eszu?«

»Ja, warum? Hast du damit ein Problem?«

»Nein. Ich meine nur ...« Ally wirkte nervös.

»Was, Ally?«

»Ach, nichts. Egal, ich geh jetzt ins Bett und versuche, ein bisschen zu schlafen. Und du?«

»Ich auch.«

Erst nachdem ich einen Zahnputzbecher voll Wodka getrunken und mich mit einem angenehm schläfrigen Gefühl in mein Bett aus Kindertagen gelegt hatte, fielen mir die Umrisse der Tür hinter dem Weinregal im Keller wieder ein. Vielleicht sollte ich sie mir genauer anschauen ...

»Morgen«, murmelte ich.

IV

Am folgenden Morgen wachte ich von Bärs Geschrei auf. Ich griff in der Hoffnung, noch ein paar Stunden Schlaf zu erhaschen, nach meinen Ohrstöpseln, doch zu spät: Ich war hellwach. Also schlüpfte ich in meinen alten Bademantel, der an der Innenseite der Tür hing, und tappte auf der Suche nach Gesellschaft den Flur entlang. Das Gebrüll drang aus Mas Suite am Ende des Gangs. Ich klopfte leise an der geschlossenen Tür.

»*Entrez.*«

Auch Ma trug ausnahmsweise einen Morgenmantel.

»Mach die Tür hinter dir zu, Elektra. Ich will nicht, dass Ally aufwacht.« Sie lief mit dem quengelnden Bär über der Schulter im Raum auf und ab.

»*Mich* hat er schon aufgeweckt.«

»Jetzt weißt du, wie es für die älteren Mädchen war, jede Nacht von dir aus dem Schlaf gerissen zu werden«, sagte Ma schmunzelnd.

»Was hat er denn?«, erkundigte ich mich, als sie rhythmisch Bärs Rücken tätschelte.

»Blähungen, zu viel Luft im Bauch, nichts Schlimmes.«

»Hab ich auch deswegen geschrien?«

»Nein, damit hattest du kein Problem. Du wolltest einfach deine eigene Stimme hören.«

»War ich wirklich so schwierig?«

»Nein, Elektra, du warst nur nicht gern allein. Du bist in meinen Armen eingeschlafen, doch sobald ich dich in dein Bettchen legte, bist du aufgewacht und hast gebrüllt, bis ich dich wieder herausnahm. Würdest du mir bitte das Tuch da drüben reichen?« Ma deutete auf das Beistelltischchen.

»Gern.« Ich gab es ihr. Dann blickte ich mich in dem Raum mit den hübschen geblühten Vorhängen, dem cremefarbenen Damastsofa und den Fotos auf dem Mahagonischreibtisch um. Auf dem Beistelltischchen standen pinkfarbene Rosen. Das Zimmer spiegelte Mas Wesen wider: Es wirkte elegant, zurückhaltend und makellos. Ich nahm ein gerahmtes Foto von Ma mit Perlenkette und Abendkleid und Pa in Smokingjacke und Fliege in die Hand.

»Wo wurde das aufgenommen?«

»In der Pariser Oper. Dort haben wir Kiri Te Kanawa als Mimi in *La Bohème* erlebt. Ein ganz besonderer Abend«, antwortete Ma, die nach wie vor mit Bär auf dem weichen cremefarbenen Teppich hin und her lief.

»Seid ihr oft zusammen ausgegangen?«

»Nein, aber wir liebten beide die Oper, besonders Puccini.«

»Ma?«

»Ja, Elektra?«

Selbst mit sechsundzwanzig Jahren kostete es mich Überwindung, ihr die Frage zu stellen, die mich seit meiner Kindheit beschäftigte.

»Waren du und Pa ... Wart ihr ein Paar?«

»Nein, *chérie*. Wie du weißt, bin ich Mitte sechzig. Dein Vater war alt genug, um auch der meine zu sein.«

»In meiner Welt hindert das Alter einen reichen Mann nicht an einer Beziehung mit einer Frau, die seine Tochter sein könnte.«

»Mag sein, Elektra, doch dein Vater hätte so etwas niemals in Betracht gezogen. Dazu war er zu sehr Gentleman. Außerdem ...«

»Was?«

»Ich ... nichts.«

»Raus mit der Sprache.«

»Außerdem war da immer jemand anders für ihn.«

»Tatsächlich? Wer?«

»Ich habe genug gesagt.«

Endlich rülpste Bär laut, und Ma fing die milchige Flüssigkeit, die aus seinem Mund rann, mit dem Tuch auf.

»*Bien, bien, mon petit chéri*«, flüsterte sie, während sie ihn sauber wischte. »Ist er nicht entzückend?«

»Falls überhaupt ein Wesen, das um fünf Uhr morgens kotzt, entzückend sein kann ...«

»Ich erinnere mich lebhaft, wie ich hier drin mit dir auf und ab gelaufen bin, um dich zu beruhigen, während du dir die Lunge aus dem Leib gebrüllt hast«, erzählte Ma, sank in einen Sessel und schob Bär in ihre Armbeuge. Er verdrehte die Augen und sah aus, als hätte er zu viel Wodka getrunken. »Mir kommt es vor wie gestern. Und jetzt haben wir schon den Ersten der nächsten Generation. Dein Vater wäre sehr glücklich gewesen, wenn er von Bär erfahren hätte, bevor er von uns gegangen ist. Aber es hat nicht sollen sein.«

»Nein. Ma?«

»Ja, Elektra?«

»Warst du bei Pa, als er mich gefunden und nach Hause gebracht hat?«

»Nein. Ich habe in Atlantis auf deine Schwestern aufgepasst.«

»Du weißt also nicht, woher ich stamme?«

»Das hast du doch sicher aus deinem Brief von Pa erfahren, oder?«

»Den habe ich verloren.« Ich zuckte mit den Achseln. »Ich geh runter und hol mir einen Kaffee. Willst du auch was?«, fügte ich hinzu, bevor sie mir Vorwürfe machen konnte.

»Nein, danke. Ich lege den Kleinen ins Bett und komme runter, sobald ich angezogen bin.«

»Gut, bis später dann.«

* * *

Als Ally um acht aufwachte, war ich schon beim zweiten Wodka und wünschte mir, dass ich den Jet zurück nach New York für einen früheren Zeitpunkt reserviert hätte. Nun musste ich ganze vierzehn Stunden irgendwie füllen, bevor ich mich verabschieden konnte. Ich wusste nichts mit »Freizeit« anzufangen, dazu langweilte ich mich einfach zu schnell.

»Hast du Lust, mit mir segeln zu gehen, Elektra?«, fragte Ally mich bei Claudias Pfannkuchen. »Wir haben tolles Wetter, die Bedingungen sind ideal – gerade genug Wind, aber nicht so viel, dass es ungemütlich wird.«

»Wie du weißt, ist Extremsport nicht mein Ding.«

»Eine gemütliche Bootsfahrt auf dem See, bei der du bloß da-sitzen musst, würde ich nun wirklich nicht als ›Extremsport‹ be-zeichnen. Bär und ich, wir fahren jedenfalls. Bis später.«

Ich stieß einen tiefen Seufzer aus und verleibte mir einen frisch gebackenen Muffin ein, nur weil er in dem Korb so einsam wirkte. Zehn Minuten darauf kehrte Ally mit Bär zurück, der eine putzi-ge kleine Schwimmweste anhatte und in einer Trageschlinge vor ihrem Bauch festgeschnallt war.

»Willst du wirklich nicht mitkommen?«

»Nein, danke.« Ich schlenderte ins Wohnzimmer, um mir ei-nen Filmtag zu gönnen. Dort schaltete ich den Fernseher ein und ging die DVDs daneben durch, ohne irgendetwas zu finden, das mich interessiert hätte.

»Scheiße!« Ich warf einen Blick auf meine Uhr. Was hatte ich als Kind in Atlantis gemacht, wenn ich mich langweilte?

Du bist gelaufen, Elektra ...

»Stimmt«, murmelte ich. Wenn ich durcheinander oder je-mand auf mich sauer war (was für gewöhnlich zusammentraf), hatte ich mich in die Berge hinter dem Haus aufgemacht – dort kannte ich einen gewundenen, nicht allzu steilen Pfad, der über raues Terrain führte – und war so lange gerannt, bis meine Ge-danken sich klärten.

In meinem Zimmer kramte ich aus der untersten Schublade der Kommode meine alten Lycra-Leggings und ein T-Shirt mit einem kessen Spruch darauf hervor, das Ma mich immer nur links herum hatte tragen lassen. Unter meinen Klamotten entdeckte ich einen der alten Skizzenblöcke, in denen ich als Kind so gern he-rumgekritzelt hatte. Ich nahm ihn heraus und blätterte darin. Die Hälfte der Seiten war mit Bleistiftzeichnungen von Kleidern mit

extravaganten Rüschenkrägen, von Jeans mit einem Schlitz vom Oberschenkel bis zum unteren Saum und von vorn klassischen und hinten rückenfreien Blusen gefüllt ...

»Wow«, murmelte ich, als ich mich an eine Bluse erinnerte, die ich kurze Zeit zuvor bei einem Fotoshooting getragen und die fast genauso ausgesehen hatte wie die in meinem Block. In dem klebten sogar fröhlich bunte Stoffmuster. Früher hatte ich lebhaftere Farben geliebt. Ich schob den Block vorn in meine Reisetasche, denn diese Skizzen waren die einzige Verbindung zwischen meinem Kindheits- und meinem Erwachsenen-Ich. Dann holte ich meine alten Laufschuhe aus dem hinteren Teil des Schrankes, zog mich um, verließ das Haus durch die Küche, joggte durch den Gemüsegarten und öffnete das hintere Tor in Richtung Berge.

Auf dem Pfad war ich das letzte Mal zehn Jahre zuvor gelaufen. Obwohl ich regelmäßig im Fitnessstudio trainierte, taten mir schon bald die Beine weh, und ich stolperte über Steine und rutschte über feuchtes, hartes Gras.

Schwer atmend trat ich auf eine Felsnase am Fuß der Berge, von wo aus sich ein spektakulärer Ausblick auf den See eröffnete, und schaute hinab auf die Dächer von Atlantis. Nach all den Therapiestunden, die ich hinter mir hatte, wurde mir klar, warum diese Stelle für mich so besonders gewesen war: weil Atlantis, mein Kindheitsuniversum, von oben klein und unwichtig wie ein Puppenhaus wirkte.

»Hier hatte ich eine andere Perspektive«, sagte ich laut und ließ die Füße über die Kante des Felsvorsprungs baumeln. »Hier fühlte sogar *ich* mich klein.«

Draußen auf dem See entdeckte ich ein winziges Boot, dessen Segel sich im Wind blähten und das sanft übers Wasser glitt. Plötzlich wollte ich nicht mehr zurück in die Realität, sondern auf dieser Felsnase sitzen bleiben, wo niemand mich finden konnte und ich mich frei fühlte. Der Gedanke daran, nach New York zu fliegen, zu den von Menschen geschaffenen Häuserschluchten Manhattans, verursachte mir Übelkeit. Dort erschien mir alles

falsch und sinnlos, hier hingegen war alles echt und rein und sauber.

»Herrgott, Elektra, du klingst wie Tiggy«, schalt ich mich selbst. Und wenn schon. Ich war schrecklich unglücklich und beneidete meine Schwestern um ihr neues erfülltes, glückliches Leben. Als Ally erzählte, dass sie samt und sonders ihre neuen Partner, Freunde und Verwandten nach Atlantis mitbringen würden, hatte ich mich noch einsamer als sonst gefühlt, weil ich niemanden kannte, den ich gern mitgebracht hätte.

Ich stand auf, um zurückzulaufen, denn ich war durstig und hatte dummerweise vergessen, eine Flasche Wasser mitzunehmen.

»Wieso nur glauben alle, ich hätte alles, obwohl ich selbst meine, nichts zu haben?«, fragte ich die Berge.

Als ich von der Felsnase heruntersprang, wurde mir klar, dass auch ich ein richtiges Leben brauchte – und Liebe. Doch wo ich danach suchen sollte, wusste nur der Himmel – und vielleicht Pa, der bestimmt dort weilte.

V

Wieder in New York, erinnerte ich mich, wie gut ich mich in Atlantis nach meinem Lauf in die Berge gefühlt hatte, und begann, im Central Park zu joggen, wann immer mein Terminkalender es erlaubte. Selbst wenn jemand mich dabei erkannte, war ich im Vorteil, weil ich jedem ohne Probleme davonlaufen konnte. Außerdem versuchte ich, meinen Alkoholkonsum einzuschränken, und – möglicherweise hing das mit dem Laufen und dem Runner's High, das ich dabei regelmäßig erreichte, zusammen – ich hatte das Gefühl, nicht mehr so viel Koks zu brauchen. Wenn ich einen Panikschub bekam, schlug ich das Buch mit den Kreuzworträtseln aus dem *Telegraph* auf, das ich mir hatte schicken lassen, und löste eines. Das wirkte beruhigend auf mich.

Kurzum: Ich meinte, mein Leben wieder ein wenig besser im Griff zu haben.

Mich ärgerte bloß, dass Pas Brief nicht zum Vorschein kam, obwohl ich die gesamte Wohnung auf den Kopf stellte. Ich zermarterte mir das Hirn darüber, wo ich den Umschlag beim Einzug hingelegt haben mochte, und bat sogar Mariam, mir beim Suchen zu helfen.

»Wir müssen ihn finden«, sagte sie und kniete sich sofort hin, um die Schubladen mit meiner Unterwäsche durchzugehen.

»Hey, das heißt nicht, dass ich ihn auch lesen werde, falls er tatsächlich auftaucht. Ich würde nur gern wissen, wo er ist.«

»Ja. Das sind seine letzten Worte an dich. Bestimmt wollte er, dass du sie liest. Keine Sorge, Elektra, wir finden den Brief.«

Doch nachdem wir sämtliche Schubladen, Schränke und

Manteltaschen durchsucht hatten, schwand selbst Mariams Optimismus.

»Mach dir darüber keine Gedanken«, sagte ich achselzuckend eines sonnigen Aprilmorgens, als sie die Schubladen meines Nachtkästchens zum x-ten Mal ausleerte. »Vielleicht soll ich den Brief nicht lesen. Ich mixe mir einen Mittagsdrink. Willst du auch einen?«

Wie immer entschied Mariam sich für Wasser. Zusammen gingen wir die Mails des Tages durch, hauptsächlich Einladungen zu Eröffnungen neuer Modeläden, Filmpremieren oder Wohltätigkeitsbällen. Ich erinnerte mich noch gut, wie aufgeregt ich über die ersten solchen Einladungen gewesen war – inzwischen jedoch wusste ich, dass die Gastgeber gar nicht *mich* wollten, sondern Presseberichte über ihr Event.

»Ach, das hätte ich fast vergessen.« Mariam griff in ihre Tasche. »Susie hat mir einen Brief gegeben, der an die Agentur gerichtet war.«

»Um so was musst du dich kümmern«, sagte ich leicht verärgert. »Meistens sind das Bettelbriefe oder Schreiben von Leuten, die behaupten, mit mir verwandt zu sein.«

»Sonst mache ich das ja, aber Susie und ich sind der Meinung, dass du diesen Brief selbst lesen solltest.« Sie gab mir den Umschlag, auf dem in eleganter Handschrift die Adresse der Agentur stand. Ich schaute Mariam über das Beistelltischchen hinweg an.

»Warum? Was steht drin?«

»Lies ihn einfach«, wiederholte sie.

»Na schön«, seufzte ich und öffnete das Kuvert. »Es ist doch nichts Unangenehmes, oder? Zum Beispiel vom Finanzamt?«

»Nein, Elektra.«

»Gut.« Ich faltete das Schreiben mit der Brooklyner Adresse auseinander und begann zu lesen:

*Meine liebe Miss d'Aplière – oder darf ich Dich Elektra nennen?
Ich heiße Stella Jackson und bin Deine leibliche Großmutter ...*

»Himmel noch mal!«, rief ich aus, knüllte den Brief zusammen und schnippte ihn in Mariams Richtung. »Kannst du dir vorstellen, wie viele solcher Schreiben von vermeintlichen Verwandten ich bekomme? Susie wirft sie normalerweise in den Papierkorb. Was will diese Frau denn?«

»Offenbar nur dich treffen.«

»Okay. Aber was ist an diesem Wisch so ungewöhnlich, dass du ihn mir persönlich geben wolltest?«

»In dem Umschlag befindet sich noch etwas.« Mariam deutete auf das Kuvert, das ich auf das Tischchen gelegt hatte.

Damit sie Ruhe gab, schaute ich in den Umschlag. Darin entdeckte ich ein kleines, an den Rändern vergilbtes Schwarz-Weiß-Foto, auf dem eine höchst attraktive schwarze Frau mit einem Baby zu erkennen war, die in die Kamera lächelte.

»Und?«

Ich blickte Mariam an.

»Und was?«

»Siehst du denn nicht die Ähnlichkeit?«

»Mit wem?«

»Mit dir natürlich! Susie ist sie sofort aufgefallen, und mir auch.«

Ich betrachtete das Bild noch einmal.

»Okay, die Frau ist schwarz und schön, aber ...«, ich zuckte die Schultern, »... bestimmt gibt's Tausende, die aussehen wie sie – und ich.«

»Wie du sehr wohl weißt, gibt es nur wenige Frauen, die aussehen wie du. Die Form ihres Gesichts, ihre Augen und Wangenknochen ... Das könntest du sein.«

»Bevor der Brief von Pa nicht auftaucht, adoptiere ich keine wildfremden Menschen, die sich mir in Briefen als Verwandte vorstellen, nur weil sie irgendwie Ähnlichkeit mit mir haben, okay?«

»Dann sollten wir den Brief mal lieber finden«, meinte Mariam, nahm das Schreiben meiner angeblichen Großmutter, strich

es glatt und steckte es mit dem Foto zurück in den Umschlag. »Ich lege es in den Safe, ja?«

»Gut.« Als mein Handy mir das Eintreffen einer SMS signalisierte, warf ich einen Blick darauf.

»Ich hole dich morgen früh um acht ab. Du hast einen Termin mit Thomas und Marcella. Sie wollen die Weihnachtskampagne für das Parfüm mit dir besprechen. Elektra?«

»Ja. Gut. Tschüs.«

»Und am Nachmittag musst du zu dem Uhren-Shooting. Wenn es sonst nichts mehr zu bereden gibt, sehen wir uns morgen früh.«

Ich hörte bloß mit halbem Ohr zu, weil mich die Nachricht auf dem Handy beschäftigte, und nickte nur kurz in Mariams Richtung, als diese zur Tür ging. Sobald sie weg war, griff ich nach meinem Wodkaglas, trank einen großen Schluck und las den Text ein zweites Mal.

Hi, Süße, bin zu einem Gig in der Stadt und wollte fragen, ob du morgen da bist. Würde gern mit dir reden. Mitch.

»*Scheiße! Scheiße! Scheiße!*«

Ich leerte das Wodkaglas und erhob mich, um nachzuschenken.

Anschließend überprüfte ich am Laptop, ob er die Wahrheit sagte. Ja. Am übernächsten Abend würde er im Madison Square Garden auftreten. Ich öffnete eines der hohen Fenster und trat hinaus auf die Terrasse. Mitch atmete nicht weit von mir dieselbe Luft wie ich.

Ich starrte auf mein Handy und versuchte zu ergründen, ob er mir ein Friedensangebot machte und was das bedeutete. Hinter solchen Friedensangeboten konnten sich andere Botschaften verbergen, zum Beispiel: »Hey, du fehlst mir, ich liebe dich und habe meinen Fehler eingesehen.« Oder: »Nun, da genug Zeit ins Land gegangen ist, würde ich gern mit dir befreundet bleiben ...«

Leider hatte ich keine Ahnung, in welche Richtung seine Botschaft wies.

Sag einfach Nein, Elektra ... Es ist zu gefährlich, dich wieder auf ihn einzulassen.

»Verdammte Scheiße!« Ich schlug mit der Faust gegen die Glasfront der Terrasse, die mich vor dem Sturz in die Tiefe bewahrte. War der Sprung hinunter nicht die einfachere Alternative? Was für eine Qual, nicht zu wissen, was ich tun sollte! In dem Moment hätte ich mir eine liebe Freundin gewünscht, die ich anrufen und um Rat fragen konnte. Wie traurig: Zwar hatte ich fünf Schwestern, doch keine einzige war eine Freundin, der ich voll und ganz vertraute.

»Antworte nicht«, murmelte ich, während ich auf der Terrasse auf und ab ging, eine Blüte von einem Busch riss und die Blätter daran einzeln über die Balustrade schnippte.

Drinne warf ich das Handy mit dem Display nach unten aufs Bett. Vielleicht sollte ich tatsächlich nicht reagieren. Wenn ich nicht antwortete und er sich nicht die Mühe machte, mir eine zweite Nachricht zu schicken, verriet mir das eine Menge.

Ich schenkte mir einen weiteren Wodka ein und betrat meinen begehbaren Kleiderschrank, um zu überlegen, was ich tragen würde, falls ich ihn doch sähe. Kleidung war meine Waffe. Ein Anruf bei meinem Designer in der Stadt, und schon wenige Stunden später würde mir per Fahrradkurier das Outfit vorbeigebracht werden, das ich mir vorstellte. Natürlich hing mein Look nicht zuletzt vom Ort der Verabredung ab. Wenn Mitch zu mir käme, müsste ich leger, aber sexy wirken. Da er meine Beine liebte, war die Sache möglicherweise ganz einfach ...

Im Bad zog ich mich nackt aus und nahm ein flauschiges weißes Handtuch von der Heizung, das ich mir um den Körper schlang. Dann drehte ich den Wasserhahn auf, hielt die Hand darunter und spritzte einige Tropfen auf meine Haut, bevor ich die Haare zu einem Knoten am Oberkopf wand und mich im Ganzkörperspiegel betrachtete.

Genau so würde ich Mitch in meiner Wohnung empfangen, beschloss ich. Falls wir uns allerdings irgendwo sonst trafen ... Ich ließ das Handtuch auf den Boden gleiten und kehrte zu meinem Kleiderschrank zurück. Gerade als ich ein smaragdgrünes

Minikleid von Versace herausholte, hörte ich das Signal für eine neuerliche SMS und eilte zum Handy.

Mitch. Ich las mit angehaltenem Atem.

Elektra, hast du meine Nachricht bekommen? Ich würde mich wirklich gern morgen mit dir treffen und reden.

»Ja!«, rief ich. »Er sehnt sich nach mir!«

Ich sprang aufs Bett, trank mir mit Wodka Mut an und versuchte, eine Antwort zu formulieren.

Hi, hab deine Nachricht gerade erst gesehen.

Meine Finger verharrten über dem Display, während ich überlegte, welche Termine er am folgenden Tag haben würde. Der Morgen wäre voll mit Presseinterviews, und nach dem Mittagessen würde er mit seiner Band zum Proben und zu Soundchecks am Veranstaltungsort fahren. Gegen acht, vermutete ich, hätte er Zeit.

Kann morgen tagsüber nicht, weil ich zu einer Besprechung der Werbekampagne für das Parfüm muss, sollte aber gegen acht daheim sein.

Ich las den Text noch einmal und schickte ihn ab. Es dauerte nur wenige Sekunden, bis die Antwort eintraf.

Könnte um neun bei dir sein. Ist dir das recht?

Ich beschloss, ein Bad zu nehmen, drehte die Stereoanlage auf und legte mich in das duftende Wasser, wo ich mir Mitchs letzte CD anhörte. Als ich schließlich mit dem wunderbaren Gefühl aus der Wanne kletterte, zur Abwechslung einmal selbst das Heft in der Hand zu halten, schlenderte ich ins Schlafzimmer und griff zum Mobiltelefon.

Ja, geht in Ordnung. Bis morgen.

Ich drückte auf »Senden« und gestattete mir ein Lächeln. *Und das Beste ist*, dachte ich, während ich mich im Spiegel betrachtete, *dass ich meinen Lieblingslook tragen kann.*

* * *

In jener Nacht tat ich kein Auge zu und war – obwohl ich mir vorgenommen hatte, mich zurückzuhalten, weil Mitch Koks

